



Abonnement
nehmen außer der Expedition in Breslau alle Buch-
handlungen und Postämtern des deutschen Reiches
entgegen.

Angegeben am 4. Mai.
Der Jahrgang läuft vom 1. October 1883 bis dahin 1884.

Abonnement-Preis
bei allen Buchhandlungen N. 1. — pro Quartal,
bei sämtlichen Postämtern N. 1.50 pro Quartal.
Preis bei einzelnen Nummern 10 Pf.

Die Schlossfrau von Scharfstein.

Roman von E. von Wald.
(Fortsetzung.)

Nachdruck verboten.
Uebersetzungsbrecht vorbehalten.

Die Absicht der Frau von Gatersbach war, von Berger wie zufällig zu der Mann auf das erforschen, welche Ansprüche geübt werden sollte. und wußte nicht recht, wie sie den Satz zu Ende führen sollte.

„Ah, Sie meinen, meine gnädigste Frau, Ihre Frau Cousine war mit dem Entschluß ihres Gatten nicht zufrieden, sie sann auf Mittel, wo möglich Rechtsmittel, um jenen, vielleicht gerichtlich oder notariell abgetretenen Theil flüssig zu machen?“

„Ganz richtig, Herr. Rechtsanwalt. Nun, werden sich solche auffinden lassen?“

„Unmöglich! Es ist dies eine Schenkung in rechtskräftiger Form, und der Wille des Mannes ist hier nicht mehr entscheidend!“

„Sol!“ sagte Christiane nachdenklich. „Dies hatte mein Vetter gethan; als er aber zu einer zweiten Ehe schritt, versuchte seine Frau —“ sie stockte, sie verwirrte sich etwas

„Das ist doch wohl nicht möglich, lieber Herr Rechtsanwalt, hören Sie mich, bitte, darüber auf!“

Berger blieb vollständig unbefangen, obgleich er sich des Lachens kaum erwehren konnte; er wußte natürlich sofort, was diese Frage bezweckte, nichtsdestoweniger erregte die Diplomatie, mit welcher sich die Präsidentin zu orientiren suchte, seine Bewunderung.

„Dem Manne steht je nach der Zahl der vorhandenen Kinder ein durch das Gesetz bestimmt normirter Theil des Vermögens zu, es sei denn, was öfters vorzukommen pflegt, daß derselbe ganz darauf verzichtet und das Vermögen ungetheilt seinen Kindern überläßt!“



Solnhofen in Mittelfranken. (Seite 511.)

er zog es daher vor, einen Spaziergang zu unternehmen. —

Christiane verbrachte die Dämmerstunde in dumpfen Grüten auf dem Sopha, als der Diener meldete, Frau Schuhmacher Berger sei mit den bestellten Schuhen da.

„Lassen Sie die Frau eintreten, bringen Sie Licht!“ Die Wäslerin, unverändert in ihrem Aeußern, trat ein, an der Hand das kleine Mädchen.

„Ach freue mich, daß Sie so schnell gekommen sind, liebe Frau,“ sagte Christiane ungeduldig herablassend, „ich wünsche nämlich einige paar Schuhe in der Farbe meiner Kleider machen zu lassen und wollte das Nähere deshalb selbst mit Ihnen besprechen!“

Frau Berger nickte, die Präsidentin übergab ihr die Stoffe und setzte ihr die näheren Details auseinander. „Das ist ja ein allerliebstes kleines Mädchen!“ sagte sie, nachdem der geschäftliche Theil ihrer Unterhaltung beendet war. „Wie heißt Du denn, Kleine?“

„Sie kann noch nicht recht sprechen, gnädige Frau und sie ist so schüchtern, aber so viel kann sie doch schon — na sag's — wie heißt Du? — na — ach wer wird so verlegen sein!“

„Felicitas Berger,“ buchstabirte die Kleine mühsam heraus.

„Felicitas — ei, das ist ja ein hübscher Name. Kannst Du denn auch ein Stückchen Kuchen essen? Wie? — Wohl ihr Entelkötterchen, liebe Frau Berger?“

„Nun — ja und nein. Du lieber Gott, es ist das Adoptivkind meines Sohnes, des Rechtsanwalts. Die Mutter war eine Tänzerin.“ — Wieder ergoß sich die alte Frau, wie damals Friederike gegenüber, über die Vorzüge ihres herrlichen Sohnes. Endlich brach sie auf, ohne daß es Christiane gelangen wäre, zu erfahren, wer der Vater der Kleinen sei. — Sie gab sich nur ihren Vermuthungen auf's Neue hin, theilte diese gelegentlich ihrer Mutter mit, welche die interessante Neugier, daß der Rechtsanwalt Berger vor der Welt Adoptivvater des Kindes einer verstorbenen Tänzerin sei, woran man natürlich nicht glaube, sondern den wahren Sachverhalt durchschaue, im nächsten Briefe an ihre Kinder noch Schärferlein schrieb.

Friederike war empört darüber, nicht einen Augenblick schenkte sie den höchsten Gerichten Glauben. Am liebsten hätte sie den Brief verbrannt, ohne ihn Theobald zu zeigen, da aber einige Sachen darin standen, die für diesen von Interesse waren, konnte sie diesen Entschluß nicht ausführen. Als Theobald an die Stelle kam, welche von Kinde der Tänzerin handelte, suchte er unwillkürlich zusammen, eine leichte Röthe überflog einen Augenblick sein Gesicht, was seine Gattin jedoch nicht bemerkte. Man berührte den Gegenstand mit keinem Worte, als aber Friederike am Abend im Zimmer ihres Gatten am Kamin einen Augenblick ausruhte von der häuslichen Thätigkeit, die sie heute in Anspruch genommen hatte und sie Theobald fleißig über seine Rednungen gebeugt sah, streiften ihre Gedanken, angeregt durch die Erinnerung des geliebten Namens, ein Jahr zurück, unwillkürlich stellte sie Vergleiche an zwischen dem Sonst und Jetzt. Theobald, der leichsinnige Cavalier, welchem der Lebensgenuß Lebenszweck zu sein schien, hatte sich entschieden verändert, seine Arbeitslust war gewackt, er legte mehr Werth auf ein gutes Buch und eine ernste Unterhaltung, als auf oberflächliche Zertrünnungen. Sein Gehmaß in Bezug auf seinen Umgang schien auch geläutert, die Zuneigung für seine Cousine Ulheideword bedeutend herabgestimmt, er sah ihre Fehler, die einst seine Sympathien gerade erweckten, jetzt mit anderen Augen an, begriff, daß der Werth einer Frau auf einem ganz andern Gebiete liege, als auf dem, wo ihn Frau von Feldern-Mändorff suchte. — Auch fleischer war er geworden, er besuchte jeden Sonntag mit seiner Gattin und dem Daus-personal das Gotteshaus. Das im Anfang ihrer Ehe zwar immer freundliche, aber doch zuweilen rücksichtslose Benehmen Theobalds gegen sie selbst gewann mehr und mehr an

Szerlichkeit, und daß er ein Herz, Sinn für die Wohlthätigkeit, für die Familie hatte, hieses er ihr fast täglich, nicht nur in der Sorge für seine Schwiegermutter, nein auch durch sein Benehmen gegen seine Untergebenen und die Armen des Dorfes, deren Loos er mit Eifer besuchte war zu einem erfreulichen zu gestalten. — Er war ökonomisch, wenigstens noch seinen Begrissen, und brach die alte Luft zur Verschwendung einmal durch, so gelang es bald dem freundlichen Zureden Friederikes, ihn auf bessere Gedanken zu bringen. — Sie freute sich über Theobald, sah mit einem verzeihlichen Stolz auf ihn, als auf ihr Werk. Auch an sich selbst legte sie den Prüffstein, verglich ihre jetzigen Gefühle für ihn mit denen, die sie damals durchwühlten, als sie seine Werbung annahm, als sie sein Weib wurde. Auch sie hatte sich verändert, auch in ihr hatte sich eine Wandlung vollzogen, der sie im Anfang wohl, wenn sie dieselbe mehr ahnte als fühlte, einen gewissen Widerstand entgegen zu setzen suchte, welcher nach und nach aber schwach und schwächer wurde. Sie empfand Zuneigung für Theobald, sie betrachtete ihn wie einen Freund, an den man sich gewöhnt, den man mit der Zeit, trotz seiner Fehler, lieb gewonnen hat. —

Neute, wo ihre Mutter des Rechtsanwalts erwähnt hatte, quälte sie diese Entdeckung, sie empfand eine gewisse Unruhe, ihr kam es vor, als begänge sie eine Untreue an ihm; es tauchte der Wunsch in ihr auf, ihn wiederzusehen, ihm offen den Zustand ihrer Seele darzulegen.

„Ist der Rechtsanwalt Berger nicht Justizrath geworden?“ fragte plötzlich Theobald, ohne sich umzusehen.

Friederike schrak gewaltig zusammen, kaum konnte sie ihm Antwort geben. „Das glaube ich nicht, zu dieser Würde gelangen wohl nur ältere Herren.“

„Ich habe mit ihm geschäftliche Angelegenheiten zu reguliren und wollte nicht gern einen Verstoß gegen die Höflichkeit machen; eine Waldpaville in Falkenhorst, die der Gemeinde gehört, soll angekauft werden, ferner sind verschiedene Vorrechte des Ritterguts abzulösen; kurzum, ich muß ihn sprechen. Da ich nun jetzt gerade nicht gut abkommen kann, will ich an ihn schreiben und ihn bitten, — vorausgesetzt, daß es Dir angenehm ist — uns auf einige Tage zu besuchen.“

Friederiken stand das Herz still; was sie eben noch wünschte, schien ihr jetzt unerträglich, als es sich der Verwirklichung näherte.

„Nun, Friederike, convenient Dir jetzt der Besuch nicht? Hast Du vielleicht andere Dispositionen getroffen? Sage es mir, ich verhandle dann den Termin, für den ich nächsten Mittwoch festzusehen dachte, auf gelegenerer Zeit.“

Es war gut, daß Theobald sich nicht umah, sondern während seiner Rede ruhig weiter schrieb. Friederike hatte Zeit sich zu sammeln.

„Mir ist es ganz gleich!“ gab sie endlich zur Antwort.

Nach an demselben Abend ging an Berger der Brief ab, der eine eigenthümliche Erregung in das stille Leben des fleißigen Mannes brachte. Waren es wirklich die Gesäfte allein, die den Baron Feldern Felberburg veranlaßten, ihn nach Schärferlein einzuladen? Hätte er sich nicht eines andern juristischen Beistandes bedienen können? Warum mußte er es gerade sein, der sie regeln sollte? Er sollte Friederike wiedersehen, er sollte dem Vater des Kindes, welchem er jetzt Vater war, gegenübertreten. Hatte er sich nicht eines Unterlassungsvergehens zu zeihen, daß er ihm nicht mittheilte, er habe Felicitas adoptirt? Nein, Herr von Feldern hatte ihm die Regelung seiner Angelegenheiten mit der Tänzerin übertragen; wie er das thun sollte, hatte er ihm vollständig überlassen. Wie hatte er nach dem Schicksale des Mädchens und ihres Kindes gefragt, es konnte ihm nur angenehm sein, wenn er möglichst wenig von Weiden hörte. Sein Entschluß stand fest, mit kurzen Worten theilte er Herrn von Feldern mit, daß er kommen würde. —

Friederike erschrak mit fieberhafter Unruhe die Antwort, bald hoffte sie auf eine Ab-, bald auf eine Zulage, die Gewißheit aber wirkte noch beunruhigender auf ihr sonst so kräftiges Nerven-system.

Der Tag, an welchem Berger eintreffen sollte, brach an, der Kutscher fuhr zum Frühgäuge zur Wahn, um den Gast abzuholen. Wie würde dies Wiedersehen sein? Wie würde er ihr gegenüberreten? Wie sollte sie sich benehmen? Dies waren Fragen, die jetzt Frau von Feldern lebhaft beschäftigten.

„Ich muß ihn freundlich, als untern Bekannten empfangen, mein Herz zwingt mich dazu. Theobald wird sich wundern, ich muß ihm die nöthige Aufklärung geben.“ Einen Augenblick schwanke sie, ob sie ihm Alles sagen sollte, doch nein — sie verwarf diesen Gedanken sofort, nicht etwa aus Furcht, der den Menschen inne wohnenden Scheu, einen Fehltritt einzugehen, o nein, als solcher empfand sie die ideale Liebe nicht, die sie für Berger im Herzen trug. Sie schwieg, weil sie mit ihrem Geheimniß auch das seine preisgeben hätte, und dazu hatte sie kein Recht. Aber noch andere Gründe banden ihre Zunge; — hätte nicht ein solches Geständniß vielleicht Theobalds Gemüth beunruhigt? Hatte er wohl das richtige Verständniß für solche ideale Liebe, würde er im Stande sein, die Vergangenheit mit der Gegenwart in richtigen Einklang zu bringen? Würde Theobald, der sich bemühte, sein Leben zu ändern, nicht wieder in seine alten Fehler verfallen können, wenn er den Glauben an die Lehrmeisterin verlor?

Friederike schwieg, sie erzählte ihm nur, daß sie sich freie, Berger zu sehen, der ihr in der Stunde der Noth ein lieber Freund geworden sei. Eingehend, ohne Rückhalt, erzählte sie ihrem Gatten die traurige Lage, in welcher sich ihre ganze Familie befunden hatte, daß das Wenige, was getretet worden, nur Bergers Bemühungen zu danken sei.

„Um so besser, Friederike,“ rief Herr von Feldern, „so wollen wir ihn doppelt freundlich empfangen. Ich glaube, er verdient es, er scheint mir ein Mann zu sein gleich reich an Kenntnissen, wie an Edelmut des Herzens!“

Der jungen Frau thaten diese Worte aus dem Munde ihres Gatten wohl, sie hatte ihn in diesem Augenblicke wirklich herzlich lieb.

Ein Wagen fuhr auf den Schloßhof. Berger stieg aus und reichte dem Schloßherrn die Hand. Theobald sah ihn freundlich an und schüttelte die dargebotene Rechte. „Ich danke Ihnen, daß sie kommen, mich drückt eine Schuld, die ich tilgen muß!“

Wohin diese Worte zielten, war Berger unzweifelhaft, sie stieken ihn um so mehr erstunnen, da sie die ersten waren, die davon zeugten, daß Theobald ein Herz habe.

Baron Feldern sah anders aus als sonst, seine kränkliche Gesichtsfarbe war gesundem Roth gewichen, er war stärker geworden, seine Kleidung war die eines vornehmen Edelmannes, der gewohnt ist, selbstthätig in die Wirtschaftsansgelegenheiten einzugreifen; das Gedenkhafte, das Gesuchte, das früher so unangenehm berührte, war verschwunden.

„Kommen Sie herauf zu meiner Frau, sie freut sich Sie zu sehen. Friederike sagte mir, daß Sie alte Freunde seien!“ Theobald sagte dies so ruhig, daß Berger überzeugt war, er wisse nicht, wie nahe sie seinem Herzen stand.

Frau von Feldern kämpfte mit Gewalt die Aufregung nieder, als sie Berger begrüßte. Der herzliche, freundschaftliche Ton, den er anschlug, machte ihr es leicht, das Gleichgewicht, welches einen Moment in Schwanken kam, wiederzufinden.

Man speiste, nach Tisch schlug Feldern dem Rechtsanwalt eine Fahrt zur Besichtigung der fraglichen Waldparcelle vor, was dieser sofort dankbar acceptirte.

„Du läßt uns heute allein fahren, Friederike,“ sagte er zu seiner Gattin; „wir müssen eine gute Strecke zu Fuß gehen, es liegt Schnee auf den Bergen, und es dürfte für Dich zu beschwerlich sein!“ — Friederike war es zufrieden. —

„Meine Frau begleitet mich sonst immer,“ wandte er sich an seinen Gast — „doch heute ist es wirklich besser, daß sie dabei bleibt!“

Diese Worte thaten Berger wohl, er gewann die Ueberzeugung, daß das Zusammenleben der Beiden ein erfreuliches war.

„Ich werde selbst fahren,“ sagte Feldern zu dem Kutscher, der sich eben auf den Post schwingen wollte; — „bleibe hier!“ Mit diesen Worten ergriff er die Zügel und fuhr den Schloßberg hinunter. Berger fühlte, daß der Baron ungestört mit ihm allein sein wollte.

„Der Rechtsanwalt,“ hub Theobald an, indem er ihm die Hand reichte, „ich danke Ihnen, Sie haben mir gezeigt, was meine Pflicht ist, Sie haben mir die Augen geöffnet über Das, was ich in sträflichem Leichtsinne vergesen. Meine Frau pflegt und hegt hier täglich die Kinder fremder Leute, und ich — ich schäme mich es eingestehen zu müssen — ich konnte mein eigenes Kind vergessen!“

Das klang anders als damals auf dem Polterabend, wo Theobald so gleichgiltig sich nach dem Stande der peinlichen Angelegenheit erkundigt hatte.

„Ich habe beschloßen,“ fuhr er fort, „meiner Frau offen meine Schuld einzugestehen, sie wird auch hierbei mit mir Nachsicht üben, wie sie es schon so oft that!“ —

„Lassen Sie dies noch, Herr von Feldern,“ entgegnete Berger; „die kleine ist in guten Händen, die Umgebung, in der sie aufwächst, ist ihren späteren Verhältnissen entsprechend; es wäre ein Unrecht gegen das Kind, wenn man es jetzt verwöhnen wollte, um es später in einer abhängigen oder einer untergeordneten Existenz weiter leben zu lassen. Von Liebe und treuer Pflege umgeben, lebt es bei meinen Eltern, einfachen Handwerker, die es ihrem Stande gemäß erziehen; ich habe die feste Ueberzeugung, daß dies für das Wohl des Kindes das Beste ist. Angenommen, Sie nähmen es an Kindesstatt an, so würden Enttäuschungen, Zurücksetzungen im spätern Leben nicht ausbleiben, denn die vornehme Welt würde ihn den Fehler der Geburt nie vergeßen, es stets als einen Eindringling betrachten. Die Mittel, die Sie mir gewährt, reichen aus, ihm einst eine auskömmliche Existenz zu schaffen.“

„Sie haben Recht; wie Sie es eingerichtet haben, ist es für das Kind am besten, nur müssen Sie mir gestatten, daß ich die pecuniären Opfer für die Erziehung trage. Das kleine Capital soll ihr ungeschmälert verbleiben!“

Beide Männer unterhielten sich eingehend über die Krankheit der Tängerin, über das Kind selbst, und Theobald konnte zuweilen die Nüthung kaum bergen.

„Ich mache mir bittere Vorwürfe über mein früheres Benehmen, aber mein Gott, man ist jung, leichtsinnig und nicht Herr über sich selbst. Täglich, stündlich möchte ich Gott auf den Knien danken, daß er mir einen Engel schickte, der mir das Leben von einer andern Seite zeigte!“

Stumm drückte Berger Theobald die Hand. „Ja, Sie haben Recht, es ist ein Engel, der Ihnen zur Seite wandelt!“ Berger that bereit gesprochen, seine Stimme zitterte, doch fand es Theobald nur zu natürlich, war er doch selbst tief ergriffen. —

Erst gegen Abend kamen die Herren wieder nach Hause. Feldern begab sich in sein Arbeitszimmer, wo der Inspector Meyer auf ihn wartete. „Gehen Sie so lange zu meiner Frau, sie wird sich freuen, mit Ihnen ein halbes Stündchen in alten Erinnerungen schwelgen zu können!“ sagte Feldern zum Rechtsanwalt.

Früh trat zaghaft in den Salon, er war leer, aus dem anstehenden kleinen Cabinet fragte eine Stimme: „Theobald, bist Du es?“

Berger klopfte das Herz so gewaltig, daß er kaum antworten konnte.

„Ich bin es, gnädige Frau. Darf ich eintreten?“

„Kommen Sie!“ antwortete Friederike weich.

Fritz hob die Portiere und stand vor der Schloßfrau. Das trauliche Gemach war nur theilweise erhellt, die Lampen waren noch nicht entzündet, die Flamme im Kamin warf zitternd ihren Schein über das Boudoir. Ein Theil lag im tiefen Schatten, der andere war grell beleuchtet. Vom Fenster her durchströmten Wilden und Hyazinthen, die den Blumentisch üppig füllten, das Zimmer.

„Sagen Sie sich, lieber Freund,“ sagte Friederike faust — „so, dorthin!“ Sie deutete auf einen niedern Sessel, dem ihren gegenüber. Es entfland eine kleine Pause, nichts regte sich, kein Laut unterbrach die Stille, nur zuweilen flüsterte es in den Flammen.

„Wissen Sie, Freund, daß ich zufrieden bin?“ flüsterte Friederike.

„Ich weiß es und — weiß noch mehr!“

„Wissen Sie, daß es mich oft mit Angst erfüllt, daß ich es bin?“

„Sie thun Unrecht, gnädige Frau, Sie folgen nur den ewigen Gesetzen der Natur. Das Weib, das täglich Liebe empfängt, das giebt auch Liebe, so sehr es sich auch dagegen sträuben mag!“

„Berger — Berger!“ hauchte Friederike.

„Um wie viel mehr ist ihr edles Herz in Mitleidenschaft gezogen, wenn es sich täglich sagen muß: Das, was Dein Mann ist, ist er durch Dich. — Nicht nur allein der Geist, der Verstand machte Das aus ihm, was er jetzt ist, nein, auch das Herz hat einen Antheil — und wahrlich nicht den geringsten daran!“

„Berger — Berger!“ rief Friederike ängstlich.

„Er liebt Sie, und Sie haben ihn lieb, recht herzlich lieb, und daß es so ist, dafür danke ich Gott inbrünstig.“ Friederike stand auf, der Flammenchein fiel voll auf ihre Gestalt, fragend sah sie ihm in's Gesicht.

„Sagen Sie es mir offen, Berger, bei Allen was Ihnen heilig ist, thue ich Unrecht daran?“

„Unrecht? Nein, Sie thun Recht, Recht vor Gott, vor Ihrem Gatten, vor sich selbst und — vor mir; mein Glück ist, Sie glücklich zu wissen!“

„Berger, mein Ideal lebt fort in mir, und dennoch fühle ich täglich, wie mein Herz für Theobald warm und wärmer schlägt. Ach las: Die Ideale schuf der Himmel als Maßstab für die Wirklichkeit!“

„Ein jedes begnadigte Menschenkind trägt sein eigenes Ideal im Herzen, nicht Allen ist es vergönnt, sich angestört seines Besizes zu erfreuen, nicht Jeder darf es erreichen. Wie traurig wäre es in der Welt, wie wäre Der, der über den Wolken thront, ein Gott der Liebe, wenn er Die, die es nicht erringen, trau und unglücklich machen wollte? Dem noch so lieblich das Leben laßt, der träumte vielleicht doch einst einen Traum, der noch schöner war. Sollte ihm das Leben beim Erwachen darum weniger werth erscheinen?“

„Da, ja, ein Traum — ein schöner Traum war es,“ rief Friederike freudig, „der seinen Glanz bis in die Wirklichkeit ergoß; er zeigte mir das Ideal, wonach ich Das bemah, was mir der Himmel zuerkannte. Sie sind mein Vorbild, ja, Ihnen, Ihnen soll er täglich ähnlicher werden!“

„Und dann, Friederike!“ — sagte Berger leise — „dann haben Sie ihn nicht nur lieb, dann lieben Sie ihn auch mit vollem Herzen, und damit es Ihnen leichter wird, so will ich Ihnen eingestehen, daß ich auf dem besten Wege bin, ihn auch zu lieben!“

„So sei es, Berger, und hierauf meine Hand!“ Friederikes zarte Rechte ruhte in der kräftigen Hand des Freundes, innig führte er sie an seine Lippen.

Die Flamme im Kamin war herabgebrannt, jetzt loderte sie wieder kräftig auf und beleuchtete zwei glückliche Menschenkinder.

Im Nebenzimmer ertönten Schritte. Theobalds Gestalt

erschien in der Portiere. Friederike stand noch mit Berger auf derselben Stelle.

„Nun — gut unterhalten?“ fragte er freundlich.

„Sehr gut!“ antwortete Friederike.

„Darf man wissen, wovon Sie sprachen?“

„Wir sprachen davon, wie es doch so schön ist, wenn Mann und Frau sich täglich lieber werden!“ Saust legte sie ihr Haupt an seine Schulter und blickte lächelnd zu ihm auf, und ließ den Zauber ihrer Augen voll auf ihn wirken.

Berger wollte schon am nächsten Tage, sobald die Geschäfte erledigt wären, seine Heimreise antreten, den vereinigten Bitten seiner freundlichen Wirthge gelang es aber, ihn zu bewegen, seinen Aufenthalt noch um 48 Stunden zu verlängern. Es galt heute, die Ablösungen der Bauern zu reguliren, den Sauf der Waldparelle zu stipuliren, und dann die Schul- und Pflanzanstalt für die Kinder der Arbeiter, welche Theobald auf Wunsch seiner Gattin angelegt hatte, sowie das Krankenhaus zu besichtigen.

„Es steht Alles noch in den Kinderschuhen, werther Freund,“ sagte Herr von Feldern, als sie damit fertig waren, „aber ein Humanitätswerk, dem eine solche energische Leiterin zur Seite steht, muß ja mit der Zeit einen erfreulichen Aufschwung nehmen!“

Der Tag hatte schöner begonnen als er endete, man konnte ihn leider nicht im vertraulichen Beisammensein verbringen, denn unerwartet fuhr Herr von Feldern-Mändorff mit seiner Gattin vor.

Es war unmöglich, sie abzuweisen, nothwendig, da sie schon vor mehreren Wochen die weite Tour hierhergemacht hatten, als die Herrschaften zu einem Diner in der Nachbarschaft geladen waren. Gufomar sah ernst und verstimmt aus, wohingegen Adelsid ausgelassen war wie immer.

„Ein interessanter Stoff, liebe Cousine!“ sagte sie zu Friederike, indem sie Berger durch die Lognette nachsah, als dieser mit den beiden anderen Herren das Zimmer verließ, um das neue Gewächshaus und den Eiskeller zu besichtigen, die vor kurzer Zeit angelegt worden waren. Theobald wandte sich auf der Schwelle um, ging noch einmal auf Friederike zu und küßte ihr die Hand, was ihm einen spöttischen Blick Adelsids einbrachte. „Wenn die Damen uns suchen sollten, wir gehen nachher hinüber zu der Stammschäferei, es sind neue englische Schafe angekommen!“

„Wir interessieren uns nicht für Hammel, weder lebendige noch gebratene,“ rief seine Cousine, „und überlassen den Herren gern diese interessante Gesellschaft. Dein Gatte ist gut gezogen, chère cousine,“ sagte sie zu Friederike gewandt, als die Herren das Zimmer verlassen hatten. „Muß er immer, ehe er zu den Hammeln hinabsteigt, artig die Hand küssen?“

„Er thut es aus freien Stücken,“ entgegnete Friederike nicht ohne einen leichten Anflug von Berger, „und da mir Niemand anders die Hand zu küssen pflegt, so freue ich mich darüber um so mehr!“

Adelsid suchte mit der Achseln, nahm im Augenblick die kleine Zurechtweisung hin, aber in der stillen Hoffnung, daß sich schon eine Gelegenheit für die Revanche finden würde. —

Die Besichtigung hatte länger gedauert als die Herren glaubten, endlich kamen sie zurück. Adelsid seufzte erleichtert auf, dieses vis-à-vis mit Friederike, welche nie etwas Neues wußte, die kaum hörte, wenn sie ihr auch die interessantesten Geschichten aus der Gesellschaft, aus der großen Welt erzählte, war eine harte Geduldprobe für sie.

Gufomar sowohl als Berger sprachen ihre volle Anerkennung über die neuen Einrichtungen aus. Friederike wurde vom Diener abberufen, es waren mehrere Leute aus dem Dorfe da, die sie sprechen wollten, auch mußte sie daran denken, daß es Zeit sei das Morgenewand anzulegen und

zum Diner Toilette zu machen. Gusomar wünschte seinen Vetter Theobald allein zu sprechen, er begab sich daher mit diesem in dessen Arbeitszimmer, und so war Uebelthun allein auf die Gesellschaft Bergers angewiesen, was ihr durchaus nicht unangenehm war. Sie lehnte sich in einer nachlässigen Stellung in den Sessel zurück, streckte die Füße mit den zierlichen Goldläferschuhen und den scharlachrothen Strümpfen kokettirend etwas vor, so daß sie Bergers Blick festhalten mußten, wenn ihm nur ein Funken von Schönheitssinn innenohnte. Mit staunenswerther Geschicklichkeit führte sie

die Lovagnette vor die Augen und sah ihn an. Alle diese kleinen Kränze der Koketterie, die bei den Herren, mit denen sie zu verkehren gewohnt war, ihre Wirkung nie verfehlten, gingen an Berger spurlos vorüber; als er nun, in dem Moment, als sich die zarten Fingerspitzen Adelsheiß in eine zierliche goldene Dose versenkten und eine Prise Schnupftabak zur Nase führten, sich leicht vorbeugend einige Worte der Entschuldigung murmelte und sich entfernte, zuckte sie verächtlich die Achseln.

(Fortsetzung folgt.)

☞ Meine Bitte. ☜

Wenn ich einmal von Hymnen scheid',
Ach, weinet nicht an meinem Grab!
Denk, daß ich dann nach allem Leide
Und endlich Ruh' gefunden hab'!

Nur Eines mögt ihr mir versprechen,
Daran ich hinglich end' bitt':
Wenn mir im Kenz die Augen brechen,
Ach, gebt mir Frühling Blumen mit!

Geht hin auf Felder, Wiesen, Auen,
Bum grünen Wald so frisch und frey,
Pflükt von den Hümelein, den blauen,
Von Thymian, Veilchen, Akelei.

Nehmt Linnen, Halbe, Anemonen,
Kornblumen, Mohr und weißen Klee,
Auch dussig Moos dürft ihr nicht schonen; —
Will ruhen sanft nach allem Weh!

Auf's grüne Moos legt meine Hülle
Und mit den Blumen deckt mich zu.
Wie schön, in solcher Blüthen Fülle
Gebetet sein zur ew'gen Ruh!

In meine Hände mögt ihr legen
Ein liebliches Vergissmännlein,
Dann faltet sie mit einem Segen
Wie zum Gebete fest und dicht.

Und wenn ihr dann den Sarg gesenket
Einf in der Erde kühlten Schooß,
Dann trauret, weinet nicht, dann denket:
Ihr ward leht endlich köstlich' Loos!

Den Hügel laßt ein Kranzlein schmücken,
Unkrank und frischem Zinnergrün,
Und Halbe mögt im Wald ihr pflücken,
Die wird dapsulchen lieblich blüh'n.

Wenn dann an kühlen Sommertagen
Ihr euern Schritt ins Friedhof lenkt,
Das All' Grab, es wird euch sagen,
Wie all' mein Leib darin versenkt.

Wie ich nun endlich ausgelitten,
An Gottes Vaterherzen leg';
Wie ich im Leben schwer geklitten,
Doch wie mir endlich ward der Seg!

Gedwig von Saechle.

Polnische Hochzeitbräuche.

Von Maria Hildebrand.



Nur jedes Land hat seine besonderen Gebräuche bei allen großen Lebensanlässen im Leben, namentlich bei so wichtigen Lebensabschnitten, wie Kindtaufe und Hochzeit dies sind, sondern jede Provinz, ja oft sogar jedes Kirchspiel unterscheidet sich hierin von einander. Mancher, der das Leben noch ein wenig von der idealen Seite betrachtet, interessiert sich für diesen Unterschied der Sitten; vielleicht, verehrte Leser, wird auch diese kurze Schilderung der polnischen Hochzeitbräuche hier im Wosenschen Sie ein wenig interessieren, zumal wenig aus dem Privatleben der polnischen Bevölkerung in die Öffentlichkeit dringt.

Wenn die Sonne am hellsten scheint, mitten zwischen wogenden Kornfeldern, wo die Sense im mächtigen Schwunge die Stengel zur Erde streckt, also mitten in heiser Arbeit, erhebt sich der polnische Bursche sein Mädchen, das er heirathen will. Die Art, wie sie die Arbeit thut, die Aushauer und der Heiß, welchen sie bei jeder entfällt, sind hier die ausschlaggebenden Factoren. Muß doch ein jeder Bursche darauf bedacht sein, in seiner Frau vor allem Dinge eine tüchtige Wirthschafterin zum Haushalte zu bekommen, oder er einen solchen gründet. Hat das gewählte Mädchen einige Thaler Geld, um so besser. Ist der Bursche ein Wirthssohn, so wird so viel als möglich darauf gehalten, daß die zu erscheinende Braut mindestens so viel Geld mitbringt, als

nöthig, um die minderjährigen Geschwister auszugeben. In der Regel aber heirathet der Bursche in eine Wirthschaft hinein und bringt das zur Auszahlung nöthige Geld mit. Es ist zu sonderbar, daß zum größten Theil die Wirthschaft oder der Hof (auf polnisch gospodarstwo) einer Tochter zufällt, die sich dann mit den anderen Geschwistern aus-einandersezt, während die Söhne in andere Höfe einheirathen müssen, oder als Tagelöhner arbeiten und die Eltern im Wägebunde beim Schwiegersohn leben. Hat nun ein Bursche sich ein Mädchen zur Frau erwählt (Weibsel selten eine Hölle, das Interesse waltet vor), so wird gleich gerade auf's Ziel losgefeuert. Er bespricht sich, ohne Umstände zu machen, mit ihr, ob sie ihn haben will, und stellt alle Vortheile einer Verathung zwischen ihnen ins glänzendste Licht. Wiebt sie ihre Zustimmung, so geht er sofort oder am nächsten Tage zu den Eltern der Braut, theilt ihnen mit, daß er sich mit ihrer Tochter küssen und Marinka zu heirathen gedenkt, und wenn der Bursche nicht gerade große, Bedenten erregende Fehler hat oder ganz arm ist, so lassen die Eltern auf ihre Einwilligung nicht lange warten.

Auf den nächstfolgenden Donnerstag wird nun die Verlobung oder Besprechung (amowionie) festgesetzt. In diesem Tage versammeln sich also gegen Abend die beiderseitigen Eltern, die Geschwister und noch einige gute Bekannte beider Familien im Hause der Braut. Bei dem unermid-

lichen Schnaps (wodka) werden nun die Ehepärchen festgesetzt; die Braut oder das mitzubringende Beiraubgut des Bräutigams wird bestimmt, und hat man sich darüber geeinigt, so kann zum nächsten Sonntag das Aufgebot bestellt werden. Am Sonntage des ersten Aufgebots darf die Braut nicht in der Kirche erscheinen, ein allen Überlauben zu Folge, welcher behauptet, daß sie dem Hochzeiter befinde. Im zweiten Aufgebot oder erkauft sie beizureich im vollen Brautstaat an der Seite ihres ebenfalls schon gepußten Bräutigams in der Kirche; sie gehen nach dem Gottesdienste zu allen denjenigen Familien, welche zur Hochzeit geladen werden sollen, und bringen ihre Einladung selbst dort vor. Es ist eine gar kostspielige Sache, zu so einer Hochzeit geladen zu werden. Der betreffende Hochzeitsgast hat bei der reicheren Klasse zum Hochzeitsfeste folgende Ehrenworte zu liefern: einen ganzen Sackmel, mindestens 1/2 Bn. Butter, 4 Pfundchen, ein Halb Brot, 2 Alter Hirse, 2 Alter Weizen. Außerdem ist es Aufgebot, der Braut zur Brautwiesensack einen ganzen Thaler zu übergeben, und zum Vierz 1 Bn. oder mehr beizutragen. Der Hochzeiter schenkt ein Weißbrot und ein Kind, heißt meistens den Hochzeiter, liefert Kaffee und Zucker und was sonst noch nöthig. Den Schnaps muß der Bräutigam kaufen. Unter allen diesen Vorbereitungen kommt das dritte Aufgebot und zugleich der Hochzeiter gebeten. Den Sonntags Abend schon kommen alle zur Hochzeit gebetenen Mädchen zusammen, um die Nacht hindurch die Braut und sich zu schmücken. Jedes Mädchen hat ihren bestimmten Hochzeitsbüschel, welchem sie verpfichtet ist, ein buntes vieredriges Bollenstück zu schenken, das sie ihm am Hochzeitmorgen früh früh über den Rücken von der linken Schulter bis zur rechten Hüfte befestigen muß. Zu diesem Zweck wird das Tuch quer in der Mitte zusammengelegt und in der beschriebenen Weise mit mehreren Reihen wellenförmig angelegter bunter Bänder befestigt. Unumgänglich nöthig zur Vorbereitung des Hochzeitsfestes ist auch, daß zu den beiden Hochzeiten an der Hinterseite des sehr langen Zudeckes die langen feinen Enden zweier großer weißer Wäffeln oder Schürtenbügel heranzukommen, welche noch dazu recht hart geübt sein müssen. Zu dem langen Kopf tragen die Büscheln in der Regel hochrote Westen und weiße Leinen- oder bunte Zudecken. Der Fuß wird mit einem hohen Rosmarinzwig und einer langen bunten Schleife geschmückt. Derjenige Büsche, welcher als Brautführer fungiren soll, verfährt sich mit einer Pfistole und einer tüchtigen Knallpistole.

Nachdem ich erzählt, wie die Büscheln sich schmücken, wollen wir auch dem Rute der Mädchen einige Aufmerksamkeit schenken. Es ist bei den polnischen Frauen Sitte — oder Unsitte, will ich dahingestellt sein lassen, — daß dieselben im Sommer mindestens 2, im Winter aber 3 und mehr Wasserlässe über einander tragen. Ebenso befehlen sie für Hochzeitliche Sitte bei; in manchen Gegenden, z. B. bei Posen, gehen die sogenannten Bamberg der umliegenden Dörfer so oft angezogen, daß ein Kind bequem auf der Hüfte einer solchen Frauensperson stehen kann. Ueber diese Wasserlässe gehen sie dann noch mehrere breite Hüde und zwar in der Weise, daß der untere immer 1—2 Finger breiter unter dem oberen bevorzugt. Je reicher die Frau resp. das Mädchen, desto mehr Hüde. Im diesen Kindertrutz fehschalten, haben sie an das Weiden eine armbild Rolle, die Kiszka d. h. Wurst genannt, fest an; auf dieser hängt die Waage und sonstigen Hüde so fest, daß nicht die Hüften, sondern die Schultern die ganze Last tragen. Bei den Anzügen wird nun besonders Werth auf die Farbenanmischung gelegt, die, so geschmacklos in den größten Theil der sie an und für sich sein mag, doch im großen Ganzen durchaus nicht unangenehm wirkt, sondern oft einen hübschen malerischen Anblick bietet. Immer aber tragen die Frauen zu den bunten Hüden, Schürzen und Bändern, bei großen Festlichkeiten die übliche polnische schwarze Zudecke mit dem sehr seltenen, in tiefe Blüthenalten gelegten Kragen oder auch sehr langen Schoof. Auch die Hüde, in tiefe Blüthenalten gelegt, haben meist eine Breite von 9—10 Ellen. Auf dem Kopfe tragen die Mädchen dreieckige Hüden, dicht mit Rosmarinzwigen und am Hinterkopfe mit so viel Bananblöcken besetzt, daß oft 20—32 Enden den Rücken fast ganz bedecken. Den Hals umgibt eine meist blendende weiße breite Frause, mit Silberreihen verziert, darüber 5—10 Schnüre rote Korallen, mit einer roten Bananblöcke zusammengefaßt. Die Hauben der Frauen sind kleiner als ein Emd geschmitten zusammengelegen und mit großen Spitzenlappen versehen, welche ähnlich den Schwaben bei Pöthen, das halbe Gesicht bedecken. Damit der runde Nacken seine Form behält, legen sie unter denselben auf den Kopf eine konzentrische Rolle von rotem Stoff und binden die ganze Braut mit einem großen bunten Leinwand Tuch dertartig um den Kopf fest, daß über der Stirn eine kleine Schleife zu liegen kommt.

Den Hochzeitstag früh, gegen 9 Uhr, begeben sich die Brauteute mit den Hochzeitsgästen auf langen Viehwagen zur Kirche; die zwei ersten Wagen vierespännig, halt der Ehe Breiter über die Leitern gelegt. Der erste führt gleich auf dem vordersten Platz, neben dem Kuffner die Capelle, welche aus einem Violinspieler und einem Waldhornspieler besteht. Den Sitz gleich dahinter nimmt die Braut zwischen den beiden

Brautjungfern ein; weiter, immer drei auf einem Sitz, die übrigen Mädchen. Der zweite Wagen bringt den Bräutigam zwischen den Brautführern, und sämtliche junge Männer. Weiter kommen dann die anderen Wagen mit den beiderseitigen Eltern und den älteren Hochzeitsgästen. Es ist ein gar hübscher, ja oft imposanter Anblick, so ein Hochzeitzug. Die bekränzten Wagen, die grün und mit Bändern geschmückte Pferde; darauf die in allen Farben und Goldblech leuchtende Hochzeitsgesellschaft, begleitet von dem brummenenden Zubehör, der weitreichenden Fiedel, sowie den bekränzten Knollen der obererhöhten Knallpistole und in den Büscheln abgefeuerter Pistolenschnäpfe. Erst in der Nähe der Kirche schneidet die Musik, ein heiterer Ernst kommt über die ganze Gesellschaft.

Ueber die kirchliche Ceremonie wäre nur zu erwähnen, daß die Braut von den Brautführern, oft in recht komisch-ungehöriger Weise zum Altar geführt wird. Eigenthümlich ist auch, daß beim Ringewechsel dieselben hier den bürgerlichen Brauteuten nicht an die Finger geschied werden, sondern ihren Platz auf dem Kopfe derselben erhalten, wobei sie vorher von einer der Frauen gelegt, und auch wieder herabgenommen werden. Es wird dieses Sitte, als Ehrenamt, stets der älteren und angesehensten Hochzeitsgästen übertragen. Der Braut mag daher kommen, daß die Braut mit Trauringen haben und nur für die Brautmenschen symbolisch die Stelle derselben einnehmen. Nach beendeter Gottesdienst bezieht sich der Zug in derselben Ordnung, wie er gekommen, zurück. Untenab aber wird für die Dorfjugend, welche in Kenntniß dieser Sitte sich stets sehr zahlreich versammelt, in Menge Kugeln von den Wagen herabgeworfen. Vor dem Hochzeitpaare angeht, tritt den Brautpaare ein altes Weib mit Brot und Salz entgegen. Ein anderes bringt der Braut einen Spinnrocken, welchen sie ihr dann in ihr Haus voraufträgt, während die Braut eilig zu spinnen beginnt. Ebenso erhält der Bräutigam von einem alten Manne einen Dreifspiegel. So spinnen und drehsend betritt das junge Paar das Haus, wo ihnen die Gegenstände wieder abgenommen werden.

Sämmtliche Gäste werden nun gleich mit Kaffee und Kuchen bewirthet. Eine kleine Stunde später folgt dann die osernina, das ist aus fettem Schweinefleisch bereitetes Schwarzauger. Nach dieser Stärkung, die wider natürlich der Braut nicht fehlen darf, beginnt sofort der Tanz. Zwischenbüch wird Kaffee, Schnaps und Bier getrunken, auch Kuchen gegeben. Die Büscheln haben ihre Hude abgelegt, an Stelle der Zudecken sind bei den Mädchen weiße, blauschneidige Hemden getragen, die sich unter dem rothen oder blauen Nieder gar hübsch ausnehmen.

Endlich gegen 3 bis 4 Uhr erscheint das Mittagbrot in riesigen Schüsseln. Da giebt es wahre Fleischberge, die mit Hirse und Sauerkraut gekocht, mit großem Appetit verspeist werden. Vielerlei Wünsche kennt der Vole nicht, er rich nicht weniger auf die Qualität als auf das Quantum der Speisen, deshalb wird meistens nur dies eine Gericht gekocht, außer der Brühle mit Bohnen, welche aber zuletzt, anstatt wie sonst überall zuerst, genossen wird. So vergeht die Zeit mit Essen, Trinken und Tanzen, bis gegen 12 Uhr Nacht die Brautceremonie des ganzen Festes beginnt, nämlich das Heben der Braut. Schon gleich nach 11 Uhr zieht sie hübsch und unbemerkt die Braut sammt den Brautjungfern zurück und schließt sich mit diesen in eine Kammer des Hauses ein. Gegen 12 Uhr, wenn endlich das Verschwinden der Betreffenden bemerkt wird, entsteht ein wahrer Aufruhr unter den Gästen. Alles läuft, die Braut zu finden, und ist endlich ihr Versteck gefunden, so beginnen die Frauen außen mit den Mädchen drinnen einen Dialog, der von der gutwilligen Uebergabe der Braut an die Frauen handelt. Wird dieser Zweck natürlich nicht erreicht, so beginnt ein Sturm auf die Thüre, wobei es nicht darauf ankommt, ob dieselbe Schaden leidet oder nicht. Ist die Thür den vereinten Anstrengungen gewichen, so beginnt ein förmliches Ringen der beiden Brautjungfern mit den Frauen um die Braut, welches selbstverständlich unter großem Gelächter sämtlicher Zuschauer mit der Niederlage der Erstern endet. Unter lauten Freudenäußerungen der Frauen und dem singenden Weinen und Wehklagen der Mädchen wird nun die Braut ihres Staates entkleidet und als schwarze Frau eingeleidet, dann ihrer Wamme zugeführt, der folgende die Musik spielen läßt und mit ihr zu tanzen beginnt. Nach diesem Mele wird ein besonderer hierzu gebadener Kuchen, ein Stück Bierlein und Leinwand herbeigeholt. Während die Gäste speisen, nimmt die junge Frau einen Teller und geht sammtlich, um angedlich die neuzugewonnenen Waive bezahlen zu können. Es kommt vor, daß ein solcher Sammelgang ihr je nach der Zahl und der Wohlhabenheit der Gäste den Betrag von 45—150 Mark einbringt.

Mit frühen Unterbrechungen dauert nun das Hochzeitsfest noch 2—4 Tage, je nach dem Stand und der Wohlhabenheit der Brautvater und Gäste, beginnt also am Sonntag und endet gewöhnlich am Donnerstage, wo die sich pinseln ernütheten Gäste dann endlich heimgehen. Je merkwürdiger ist noch, daß das junge Ehepaar den eigenen Hausstand immer erst mit dem 1. des nächstfolgenden neuen Monats begründet.

Gott will es!

Kreuzzugsbilder mit Illustrationen.



Constantin der Große, Beherrscher des oströmischen Reiches, hatte über der Höhle des heiligen Grabes eine Kirche erbauen lassen, und trodnen, daß das „gelobte Land“ Palästina in arabischen Händen war, strömten glaubensselige Pilger, Briefe wie Vaten, fort, und dort zu Tausenden dahin, um zu beten. Die arabischen Chalfen müßen doch so gar schlimm die Leute gegen die Christen nicht gewesen sein, denn sie gestatteten die Kreuzfahrer und ließen den Pilgern ihren Schutz angedeihen. Der wegen seiner Humanität und großen Gerechtigkeitliebe vielgerühmte Arnault-Nachfah ging sogar so weit, Carl dem Großen aus Achtung vor seiner Majestät den Schlüssel zur Kirche des heiligen Grabes zu überlassen, also diesem für die christlichen Pilger, vor Allen der französischen Nationalität, das Recht einzuräumen, in bezeichneter Kirche Gott zu dienen.

Dieses ganz Einvernehmen änderte sich, als im Orient die Dynastie des Chalfats wechselte. Die sogenannten Fatimiden traten zur Regierung und damit der lange unter der Uische glühende Moslem-Feß zur Flamme. Das freie Fahren der Pilger wurde nicht mehr geduldet, im Gegentheil, die Christen wurden bedrängt, gefoltert, geplündert, verjagt. Der Fatimide al Hakim verbot allem christlichen Gottesdienst und ließ die Heilige-Grabkirche niederreißen. Später wurden die Christen gegen schwere Gebühre gestattet, die Kirche wieder aufzubauen, und wenn sie beten wollten, müßen sie den Moslems saßen, zöhen!

Die Päpste nahmen sich, als „Oberherren der gesammten Kirche“, dieses Zustandes an; unter Anderen rief Sylvester II. die Hilfe der Kirche im Jahre 995 an und Gregor VII. erklärte sich selbst an die Spitze eines Heeres stellen zu wollen, welches Jerusalem aus den Händen der „Ungläubigen“ befreien sollte. Es blieb aber bei der bloßen Erklärung. Die blutigen Reibereien zwischen Christen und Moslems in Palästina nahmen kein Ende.

Als dann im Jahre 1078 gar die Türken im Orient zur Herrschaft kamen, welche, im Gegensatz zu den meisten arabischen Chalfen, mit barbarischer Robeit verfahren, wurden die Christen im Orient alle ertöndlichen Mißhandlungen ausgesetzt.

Da tauchte unter den Pilgern nach Jerusalem im Jahre 1093 ein „Einsteher“ auf, Namens Peter, aus Amiens. Dieser Peter von Amiens war ein besonders begabter, schwärmerischer und thatkräftiger Mensch. Er entschloß sich, zusehends für den traurigen Zustand der Christenheit im gelobten Lande zu thun. Berufen mit einem beglaubigten Schreiben des Patriarchen von Jerusalem, Simon, begab er sich im Jahre 1094 zum Papste Urban II. und entwarf vor diesem ein grauenhaftes Bild jener Verdrückungen.

Urban war empört, und ohne Weiteres gestattete er dem Erzmeeister, predigend durch Italien und Frankreich zu gehen und alle Christenheit zum Kampfe gegen die Ungläubigen, zum Heereszuge nach Jerusalem aufzufordern. Peter von Amiens war ein feuriger Redner, er verstand Tausende und Hertaufende zu frommer Empörung anzufüren.

Dabei blieb es nicht, ganz andere Geister nahmen sich der heiligen Sache an. Der Papst ließ im März 1095 in Clermont eine Kirchen-Versammlung abhalten und hier verhandelt sich bereits Viele zur Hilfeleistung, als der griechische Gesandte in breder Weise die schlimmsten Schilderungen des Loos der orientalischen Christen und des Zustandes der heiligen Stätten in Jerusalem beistigte.

Auf der Kirchen-Versammlung zu Clermont, November 1095, predigte Papst Urban II. persönlich das „Kreuz“. Allen Theilnehmern am Heereszuge verheißt er froh seines Amtes vollkommenen Ablass und Unterstützung der Kirche. Sein Aultritten erregte Begeisterung und die ganze erlauchte Versammlung rief im Chor: „Gott will es! Gott will es!“

Damit war die Droße für die beispiellosen Kämpfe gegen die Bedränger der Christenheit im Orient gegeben. Gott will es! Dies Wort war ein heiliges Geheiß und deckte Alles. Tausende nahmen das Kreuz, d. h. sie hielten sich einen roten Zippen in Argwohn auf die Schulter und von diesem Augenblicke an waren sie heilig verpflichtet, Gut und Blut für die Sache der Christenheit in Palästina zu opfern, ohne zu murren.

Kürsten, Grafen, Herren, Bischöfe, Prälaten (aber nur ausnahmsweise), viele niedere Priester und gemeines Volk, sogar Weiber nahmen das Kreuz. Alle diese galten von da an als weltliche Krieger des Weltbelaids, der Krieg, in den sie zu gehen sich anheischig machten, war ein Krieg für Gott selbst und der Tod ein reiner Märtyrertod.

Im Jahre 1096 zogen 40,000 Menschen aus Italien, Spanien, Frankreich, Flandern etc. unter Peter von Amiens und Wolther von Sabaudien, eine wüste, schlupfe Masse, nach dem Orient. Der große Sammelplatz sollte Konstantinopel sein. Die Justizskizel dieser Vande rächte sich. Rein Lebender kam nach der Stadt Konstantinopel, sondern Alle starben unterwegs oder wurden von den Einwohnern und Bulgaren niedergemacht. Ebenso ging es einer nachfolgenden Haren von 15,000 Menschen unter der Führung eines Priesters Gottesdien. Diese beging gleich zu Anfang die Unraufkeit, in den rheinischen Städten die Juden zu mordern.

Im August 1096 zog aber das erste geordnete Heer, 600,000 Mann, unter ritterlichen und frommen Fürsten: Gottfried von Bouillon, Rainund von Toulouse, Hugo von Bernandolis, Herzog Robert von Normandien, Robert von Flandern, Bohemund von Tarent, Landred von Apulien etc. gen Palästina.

Ein päpstlicher Legat, Ademar von Mau, vertrat bei diesem in verschiedenen Punkten aufserordentlichen Zuge die Person des Papstes. Durch Deutschland, Ungarn, Bulgaren wählte sich der gewaltige Strom. Wo ihm Widerstand entgegengefeßt wurde, schlug er ihn anseits zu Boden, auch der böse Hefe des geistlichen Kaisers Niketas wurde wirkungslos gemacht.

Im Jahre 1097 standen Alle, welche nicht unterwegs gestorben waren, auf kleinasiatischen Boden. Die Belagerung von Nika, der Hauptstadt des selbstkaiserlichen Sultanats in Bithynien, begann. Der Sultan von Nionium, Kilidsh-Kerklan, stellte sich den Kreuzfahrern entgegen, aber in einer blutigen Schlacht wurde er überunden. Nach siebenwöchiger Belagerung ergab sich Nika, in Folge einer byzantinischen Intrigue an den Orieichen Byzantines.

Die Kreuzfahrer stellten sich in zwei Haufen und zogen weiter. Ein Haufen wurde von Kilidsh-Kerklan auf dem Marsche überfallen, aber Gottfried von Bouillon kam den Angegriffenen mit seiner Hufeilung zu Hilfe und es wurden in ungleichem Kampfe 30,000 Moslems erschlagen. „Gott will es!“ war der Ruf der ihn anseits dem gleich im ihr Leben, um ihre Freiheit tritten, denn nur gefangen genommen und nicht niedergeworfen wurde, kam in Selawer. Landred eroberte Tarfus, Balduin Palmira, und Edessa schloß sich ihm freiwillig, worauf er die Sache des Kreuzes endlich verließ und sich eine Grafschaft Edessa gründete. Gottfried von Bouillon belagerte inzwischen Antiochia, welches am 20. Juni 1098 endlich fiel. Der Sultan Kerbogha von Mosul, welcher Antiochia erschloß wollte, wurde von Gottfried und Bohemund in einer großen Schlacht geschlagen.

Während dieses ersten Kreuzzuges ereignete sich auch bei der Belagerung von Arsur die Scene, welche unsere Illustration auf Seite 506* darstellt. Gerard d'Avones war von den Türken gefangen worden, Gottfried von Bouillon hielt die Stadt eng eingeschlossen, da richteten die bedrängten Belagerten auf der Stabmutter ein Kreuz auf und schlugen den edlen Normannen daran, weil sich Richter für die Belagerten. Gottfried von Bouillon wurde nahe an die betreffende Seite herangerufen und in Zimmerliches bestimmt ihn Gerard, die Belagerung aufzugeben, wodurch er allein vom Kreuzstode befreit werden könne.

Gottfried aber rief ihm zu: „So sehr mir Euer Schicksal das Herz gereicht — ich kann Euch nicht retten und wäre Ihr mein Bruder. Leidet und herbet denn, wenn es nicht anders sein kann, um unsern Herrn Jesus Christus willen. Gott will es!“

„Gott will es! Gott will es!“ rief die begeisterte Schar und Gerard d'Avones erlitt um der heiligen Kreuzesache willen den Märtyrertod.

Nach unbeschränklichen Mißfällen langte endlich das christliche Heer am 7. Juni 1099 vor Jerusalem an; von 600,000, die ausgezogen waren, nur noch etwa 20,000! Die übrigen 580,000 waren durch Elend, ansteckende Krankheiten und das Schwert der Feinde umgekommen. Am 15. Juli wurde Jerusalem erklert, wobei viele tausend Ungläubige getödtet wurden. Es wurde ein „Königreich Jerusalem“ errichtet und Gottfried zum König erollt. Keiner wäre dazu würdig gewesen als er, aber er schante in frommer Demuth gegen den heilanden den Königstitel ab und nannte sich bis zu seinem Tode „Beschützer des heiligen Grabes“.

Welcher beispiellosen Heldenthaten er und sein tapferes Heer fähig waren, erhebt aus tausend Beispielen. Selbst wenn die Kreuzfahrer körperlich bis zum Tode matt waren, rafften sie sich durch irgend eine fromme Vorstellung wieder auf und schlugen den Feind, der oft fünfzig Mal stärker war als sie. So schlug am 12. August 1099 Gottfried von Bouillon mit einem bis zu kaum 17,000 Mann zusammenge-schmolgenen Heere den zum Entsatz Jerusalems heranziehenden Sultan von Aegypten bei Askalon mit 200,000 Mann!

* Wir entnehmen diese Illustration den im Verlage von J. G. Bach in Leipzig erscheinenden großen illustrierten Weltreisewerke: „Die Kreuzzüge und die Kultur ihrer Zeit. Von Otto von Guericke am Rhein. Mit hundert Vollbildern von Gustav Doré und zahlreichen Illustrationen im Texte.“ Doré hat seine meisterhaften Illustrationen zu diesem Werke ursprünglich im Jahre 1878 für Michauds Histoire des croisades gezeichnet; sie bilden die letzte große Illustrations-Arbeit des Künstlers. Das deutsche Werk, das von dem W. Knauthschen verlegt wird, ist unabhängig von ihm, kann als ein in ihrer künstlerischen Beziehung nur wenig davon am Rhein hat den Text sehr kenntlich und vorurtheilfrei behandelt. Als Kulturhistoriker kann doch keine er die Aufmerksamkeit des Lesers auch auf die Gebiet und mußte dadurch dem Stoffe einen besondern, häufig ganz neuen Reiz zu verschaffen.

Da aber nun unter den Führern der europäischen Truppen wegen der Theilung der Herrschaft gütlicher Reich und grimmiger Zant erwachte und sogar darüber die Meisten nach dem Besten heimzogen, so stand das neu errichtete Königreich auf sehr schwachen Füßen.

Im Jahre 1102 setzte sich unter Führung des Baiernherzogs Heil IV., der Herzog von Berru und Burgund, des Grafen von Berrmandok und der schönen Wittler des Markgrafen Leopold von Oesterreich, Ida, ein neues Heer von 260,000 Mann gegen den Orient in Bewegung, dieses ganze Heer wurde von den Sultanen Kilidich, Kreslan und Herbagha in mehreren Schlachten (am Jolys, bei Kinnich, Verallea und Tarius) aufgesehen, fast sämtliche Führer wurden dabei erschlagen und die schöne Ida kam als Sklavin in den Harem des Sultans Berhogha.

Indes war Bolvain, der Nachfolger des 1102 gestorbenen Gott-

alle gewaltigen Kriegerzungen dieses zweiten geordneten Kreuzzuges waren ohne jedes Resultat geblieben.

Großartiger war der Verlauf des dritten Kreuzzuges. Sultan Muredin hatte sich 1152 Ebesas und Antiochias bemächtigt, der große Saladin kempfens, ganz Kleinasien und am 3. October 1187 Jerusalem, nach blutiger Schlacht bei Tibrias. Da erhob Paps Gregor VII. seine Stimme für einen neuen Kreuzzug und diesmal beauftragte sich der gewaltige Hohenstaufe, Kaiser Friedrich I. (Barbarossa). Während Franzosen, Italiener, Friesen, Dänen, Flandres auf 100 Schiffen aufbrachen, marschirte der Kaiser mit 30,000 auserwählten deutschen Streiter durch Ungarn auf Konstantinopel, der Durchzug wurde erzwungen. Im Jahre 1189 wurde der Sultan von Zionium bei Laobicea beslegt, Zionium erobert. Der plöbliche, stets geheimnißvoll gebliebene Tod des edlen Kaisers, am 10. Juli 1190 im Rausse



Ein heimgelährter Kreuzfahrer erzählt im Kloster seine Abenteuer. (Seite 506.)

fried von Bouillon, gütlicher; er eroberte Ptolemais, zog siegend nach Aegypten und starb 1118 bei Cairo.

Eine Fetsung verhehlten sich die Moslems passiv: 1144 aber eroberte Emmaudin Jench mit seinem Sohne Muredin Ebesa. Darauf hin ordnete Paps Eugen III. einen neuen Kreuzzug an. Um die Lust dazu zu verstärken, befabl er (1), daß kein Schuldner, wenn er nur am Kreuzzug theilnehme, mehr Pfinsen an seine Gläubiger zu zahlen habe und daß alle Lebenspflichtigen unter gleichen Umständen ihrer Lebenspflichten ledig sein sollten. Abt Bernhard von Clairvaux war der wirksamste Prediger dieses Kreuzzuges, an welchem sich König Ludwvig VII. von Frankreich und zum ersten Male ein deutscher Herrscher, Kaiser Konrad III., theilnahmen.

70,000 gepanzerte deutsche Reiter brachen im Jahre 1147 durch Oesterreich, Ungarn und Bulgarien auf. Mit dem byzantinischen Kaiser Manuel (Komnenos) hatte der Kaiser Konrad einen Durchzugsvertrag geschlossen, der Vertrag wurde jedoch nicht gehalten, sondern der größte Theil des deutschen Heeres unterwegs nutzlos aufgerieben. Es mag wohl sein, daß die Last des Durchzuges, immer anwachsend auf derselben Heeresfüße, den Bewohnern der berühmten Gegenden unerträglich geworden ist und daß die räuberischen Vorden der Kreuzfahrer von ihnen oft aus Verzweiflungswuth erschlagen worden sind.

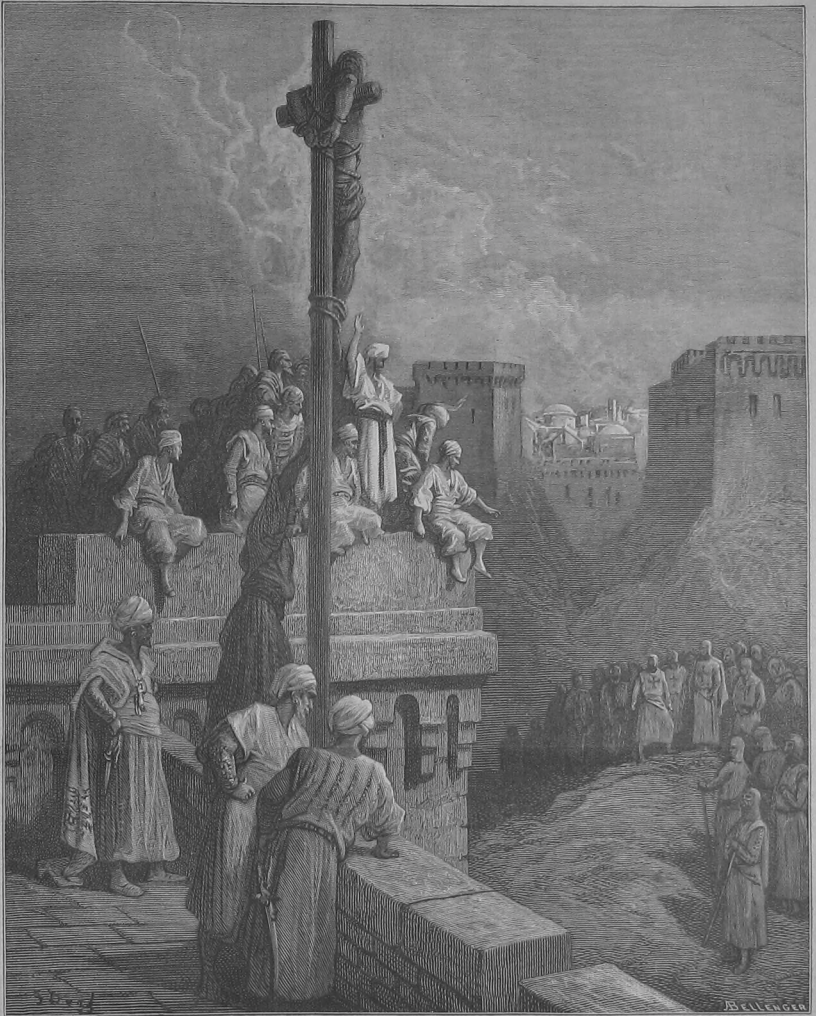
Die Niederdeutschen, welche zur See aufgebrochen waren, blieben in Portugal hängen und halfen dem König Alfons Alfadan erobern. Die Franzosen kamen nicht viel besser an als die Deutschen. Genug,

Kalydnos, hemmte des Heeres Siegeslust, unter fortwährenden schrecklichen Kämpfen führte Barbarossas Sohn Friedrich die Reste des Heeres weiter. Alton oder Ptolemais, eine starke Fetsung, wurde belagert, aber wie lange! Erst als im April 1191 König Philipp August von Frankreich mit seinen Truppen und bald darauf König Richard (Löwenherz) von England mit den Briten eintraf, wurde Alton nach schweren Verlusten erlöst.

Markgraf Leopold von Oesterreich, der als vierterbestes Heil mit bei der Eferührung war, hatte auf einem von ihm eroberten Thurn die Fahne Oesterreichs aufgepflanzt. Darüber ergrimmt der stolze Britenkönig, riß die Fahne herunter und trat sie in den Koth. Dieser frechen Uebermuth mußte Richard (später durch Gefangenschaft in Oesterreich) büßen, zunächst hatte er aber zur Folge, daß viele Fürsten sich entriistet zurückzogen.

Dennoch war Richard Löwenherz Sieger bei Jassa und schloß einen vortheilhaften Vertrag mit dem Sultan Saladin auf drei Jahre, wonach die Christen einen großen Theil des kleinasiatischen Küstenlandes behalten und ihre Pilger das Recht haben sollten, ungehindert nach Jerusalem zu kommen und das heilige Grab zu besuchen. Richard kehrte 1192 heim, Saladin starb 1193. Dieser machtvolle und edle saragenische Selbstherrscher hatte sein großes Reich mit gewaltiger Hand zusammengehalten, vermocht, unter seinen Vödnen rissen Theilungen, Unruhen und Gewaltthatigkeiten ein.

Paps Celestin zog daraus Nutzen für seine eigenen Zwecke und ließ einen neuen Kreuzzug predigen, an welchem sich Kaiser Heinrich VI. be-



Scène aus der Belagerung von Arsuf.

Quittlieb von Woullon Wieselshild des getreulichsten Gerard d'Arcanes. (Seite 503.)

thätigen sollte. Heinrich, das dies persönlich nicht, zeigte aber großen Eifer für die Sache und auf seinen Verord gingen zwei ansässige deutsche Heere unter verschiedenen deutschen Fürsten und Bischöfen zu Wasser und zu Lande nach dem heiligen Lande. Dies Kreuzheer eroberte Brachl und legte bei Toppe, konnte aber etwas Weiteres nicht erzielen, als einen beträchtlichen Waffenstillstand, und die heiligen Opfer an Geld, Gut und Menschen waren wieder so gut wie umsonst gewesen.

Den Päpsten waren Kreuzzüge nun schon ein Nothbehelf geworden, ein Mittel, die Trägheit ihrer Herrschaft zu erproben und lästige Herren loszuwerden oder anzupflanzen. Deshalb ließ schon Innocenz III. 1188 einen neuen Kreuzzug predigen. Es fanden sich auch wieder eine Anzahl italienischer und französischer Fürsten bereit, mit ihren Mannen aufzubrechen, um aber den Strapazen des weiten Landmarsches zu entgehen, kamen sie mit dem Dogen Dandolo von Venedig überein, daß dieser sie für 85,000 Mark Silber auf hundert Kreuzer nach der ostlichen Küste führen lassen sollte. Als sich herausstellte, daß die Kreuzfahrer eine so ungewohnte Summe nicht aufzubringen vermöchten, machte ihn der kluge Doge dadurch beglückt, daß er sie zur Eroberung der Hafenstadt Jaffa benutzte. Der Papst war hochzornig über diese Ablenkung von einem „heiligen“ Zwecke und noch mehr ergrimmt er, als Dandolo die „Kreuzfahrer“ weiter überredete, nach Konstantinopel zu steuern und die vertriebene griechische Kaiser-Dynastie wieder einzusetzen. Dies geschah und der Papst schickte die Banäle. Die Kreuzfahrer, die nie nach Palästina kamen, eroberten 1203 Konstantinopel und blieben daselbst. Als der alte Kaiser Jhual Angelos sie nun los sein wollte und Verzicht gethan, verjagte sie ihn, nahmen am 12. April 1204 Konstantinopel für sich, erriethen ein lateinisches Kaiserthum statt des griechischen und theilten das Reich in mehrere Herrschaftskörner unter sich.

Ihr Simon von Montfort ging mit einem kleinen Theile des Heeres dem ägyptischen Uebelthier nach, nach Palästina, aber die Wille fanden ihren Tod durch die Pest und andere Entschäden.

Nest eignete sich etwas geradeweg Schandbares in der Geschichte des Christenthums. Als Innocenz III. auf alle seine Banäle 1215 die erneute Aufforderung zu einem Kreuzzuge folgen ließ, verleiteten in süddeutsches Deutschland und im angrenzenden Frankreich die Priester Tausende ungläubiger Kinder, unter ihrer Führung nach dem heiligen Lande aufzubrechen. Große Scharen solcher ungläubiger Kinder, darunter Tausende müthiger Knaben, machten sich auf, theils auf dem neuen Landwege, theils zu Schiffe. Alle, die zu Lande marschirten, waren tot in Folge der Strapazen, ehe sie Bulgarien erreichten oder durchgehen hatten. Die zu Schiffe gezogen waren, wurden durch schurkische Capitaine an die Sarazenen als Sklaven verkauft!

Das war der sogenannte Kinderkreuzzug, der hätte vermieden werden müssen, wenn die Weltkristen nur ernstlich gewollt hätte.

Der neue Kreuzzug wird erst der gerechnet, welchen Papst Honorius III. anordnete und an welchem sich 1217 König Andreas II. von Ungarn, Leopold VII. von Österreich, Otto von Böhmen, Graf Wilhelm von Holland und den Norddeutschen, Ränen und Normannen theilnahmen. Letztere schiffen sich in der Nordsee ein, Ersterer gingen über Konstantinopel. Der alte fromme Eifer, welcher selbst schon ausgemergelte Wieder stählte, war nicht mehr vorhanden. Unerschöpflich klein waren die Erträge, welche die Ungarn und Deutschen im Verein mit den Königen von Cypern und Jerusalem erlangen: sie eroberten einige unbedeutende Bergfestungen und löyeten 1218 heim. Die zur See Aufzubrechenden machten in Portugal erst einen Streifzug gegen Sarazenen (das war das wichtigste Feld der Thätigkeit!), vereinigten sich dann unterwegs mit den Deutschrittern, Johannitern und Templern, eroberten Damiette und trieben den Sultan von Aegypten so in die Enge, daß er ihnen unter anderen günstigen Bedingungen das ganze Königreich Jerusalem und 100,000 Goldstücke anbot. Die dumme Darnächtig des papstlichen Legaten, Cardinal Pelagius, der ein Mensch war, vernahm jeden Vertrag für kriegerische und diplomatische Angelegenheiten nach, vernahm jeden Vertrag nicht. Das griechische Reich begann die Belagerung von Akko, Suchen sassen ein, der Sultan trat ein, genug, das Blättchen wendete sich, die Christen mußten einen nachtheiligen Waffenstillstand auf acht Jahre schließen, den König von Jerusalem, den päpstlichen Legaten, den Herzog Ludwig von Bayern z. als Weisheit zurücklassen und sowohl Damiette, als das ganze Land aufgeben.

Zum fünften Kreuzzuge forderte Papst Honorius III. den Kaiser Friedrich II., Barbarossas Enkel, bei dessen Krönung 1215 auf. Kaiser Friedrich hatte persönlich nie rechte Lust zu einem so fruchtlosen und durch kein religiöses Wesen gebotenen Unternehmen, bis zum Jahre 1227 ließ es bei bloßen Vorbereitungen und Versprechungen. Honorius III. starb darüber, aber Gregor IX. nöthigte auf viel energischerer Weise den Kaiser, seinem Gelübde nachzukommen. Endlich sammelte sich das aus Deutschen und Engländern bestehende Kreuzheer in Brindisi. Die Pest griffste, Viele starben vor der Einschiffung, unterwegs erkannte auch der Kaiser und der Landgraf von Thüringen. Die Schiffe mußten Stramoto anlaufen, hier starb der Landgraf, Friedrich II. blieb krank zurück und kehrte wieder heim. Der ergrimmt Papst that ihn in den Bann. Im August 1228 brach der Kaiser nach Palästina auf, nun verlor ihn Gregor erst recht, weil er als „Gehämter“ wagte, sich in den heiligen Krieg zu mischen. Unabsehbar um die Plätze des heiligen Mannes in der Gegend der Sarazenen gegen den Kaiser aufzubringen, setzte Friedrich II. seinen Kreuzzug fort, besiegte Kaiser, schlug mit

dem Sultan Balak el Kamel einen zehnjährigen Waffenstillstand, durch welchen den Christen Jerusalem, Heßlesien, Nazareth, Sidon und der Landstrich bis Ptolemais eingeräumt wurden, zog dann als Sieger am 18. März, 1229 in Jerusalem ein und setzte sich in der Kirche des heil. Grabes die Königskrone auf.

Dann kehrte er nach Italien zurück, zwang den Papst, 1230, den Bann von ihm zu nehmen und des Kreuzzugs nicht mehr zu gedenken, starb aber, man vermutet an Gift, welches ihm die tüchtigen Italiener beibrachten.

Sobald die zehn Jahre Stillstand abgelaufen waren, wurde Jerusalem den Christen wieder entrissen. Man kam die Plage der Mongolen, 500 alte Ritter aus allen Ländern des Westens und ein Heer von 40,000 Mann wurden auf ihrem Wege nach Palästina von den Mongolen gänzlich ausgerottet. Das heilige Land ging an die durch die Mongolen aus ihrem eigenen Verthum abdrängten Chwarezen über. Dar entschloß sich König Ludwig IX., der heilige, von Anden, der „Einfältige“ genannt, zum sechsten Kreuzzuge. Er schiffte sich mit seiner Gemahlin, drei Brüdern, vielen Bischöfen und Großen und 20,000 Mann am 25. August 1248 ein, griff, nach der Ueberwinterung auf der Insel Cypern, 1249 Negeppan an, eroberte am 5. Juni Damiette, drang am 8. Februar 1250 in Mansura ein, das feindliche Lager, in, wobei der Bruder des Königs, Graf von Artois, fiel. Die Christen behaupteten zwar das Feld, aber schreckliche Krankheiten rissen rasch in ihren Reihen ein, dazu gestellten sich Hunger und Mangel an Trinkwasser. Die Christen mußten den Sarazenen Frieden antragen, derselbe ward verworfen, sie zogen sich auf Damiette zurück und am 6. April 1250 wurden der König Ludwig, fünf seiner Brüder und das ganze Heer gefangen genommen. Die einzige Bedingung der Freilassung war: zehnjähriger Waffenstillstand, Ausgeben von Damiette und Zahlung von 400,000 Livres. Erst im Jahre 1254 kehrte Ludwig nach Frankreich zurück.

Am 1. Juli 1270 ging er abermals mit einem ausserlebens kriegerischen Heere unter Segel, er landete an der nordafrikanischen Küste, um für seinen Bruder Carl von Anjou diese zu erobern, es gelang aber nur, das Schloß Carthage und ein Städtchen einzunehmen. Die Pest ergriff das Heer, Tausende der Besten und Besten fielen ihr zum Opfer. Der König selbst starb am 24. August 1270 hin.

Als dann ein heiliges Hüßjahr anlangte, wurden allerdings mehrere bedeutende Vorbereitungen gegen den Sultan von Tunis erlitten, aber von einem eigentlichen Kreuzzuge war keine Rede mehr. Die ganze so großartig begonnene Bewegung verlief im Sande. Es kam, trotz aller Bemühungen der Päpste, trotz aller Vortheile der im Orient wohnenden Christen, kein Zug mehr zu Stande. Der alte Walden-Rauber erhielt nicht mehr. Der ägyptische Sultan zerstörte 1268 das Kloster zu Beßlesien, dem Tempel zu Nazareth, verheerte das Gebiet von Akko, eroberte 1265 Acre, 1266 Haifa und Antiochia, 1291 fiel Ptolemais — die letzte irdliche Besitze der Kreuzritter.

Und welche Resultate haben nun die Kreuzzüge der christlichen Welt gebracht? Sie kosteten in erster Linie circa 10 Millionen Menschen das Leben. Es ist lenkbarliche Behauptung geworden, die Eins dem Andern nachhete, durch die Kreuzfahrer sei die Cultur des Orients nach dem Westen getrieben worden. Dem ist zu entgegnen, daß nie der Krieger, sondern stets der Kaufmann Träger der Cultur ist. Der Kaufmann, welcher den Welthandel pflegte, würde auch ohne die Kreuzzüge, ja besser ohne diese, die Cultur des Orients nach dem Westen gebracht haben. Dagegen ist doch zwischen den Großkaufleuten Italiens und den Arabern bereits ein reger Handelsverkehr entwickelt, der total zerstört wurde, sobald die Moslems handvertrieben oder mit wildem Paß erfüllt wurden.

Zugegeben, durch die Kreuzzüge seien dem Westerbe, den Kaufleute, neue Wege eröffnet worden, so sind doch dagegen die durch jene fremd-sinnige Bewegung über Europa gebrachten Coloniasten ungeheuerlich und von dem nachtheilichsten Einfluß auf die Entwicklung des Staatslebens gewesen. Es kamen die fürchterlichsten Krankheiten des Orients, welche Jahrhunderte lang den Westen heimlichst heben. Es kam zu diesen unglücklichen und unglücklichen Verberber der Nation die gänzlich Verrohung des Volkes, die professionelle Kriegslust, Mordlust, Uebertretung, Verachtung der jarteren Sitten und des Menschenebens, die Herrichtung des Familienlebens in Millionen Fällen. Die Klöster mehrten sich als Brutstätten der Faulheit und des Lössers, die Annahme des Priestertums wurde bis zum Niedrigen gesunken. Die Päpste verließen sich bis zu der Behauptung, sie seien als Oberherren über alle Fürsten der Erde gesetzt, selbst über Kaiser und Könige; — eine Behauptung, die sie seit den Kreuzzügen immer praktischer über bestrift gewesen sind. Ueberdies riß das Priestertum viele Schätze der Fortzuehenden an sich und wurde durch diese ungeredete Vereinerung ippig und übermächtig. Selbst die Entfittigung wurde durch die dazwischen bleibenden Reichthümer z. in die mänerlosen Familien getragen.

Es ist sehr die Frage, ob nicht ohne den wilden Wahn der Kreuzzüge das „Mittelalter“ sich milder und segenvoller gestaltet hätte, als es durch das absolute Emporsichdrängen des rohen Waffenhandwerks geworden ist. —

Nach ein Wort über Gustav Doré, den genialen Künstler, welcher auch das Werk über die Kreuzzüge illustrirt hat und von welchem wir, abgesehen von diesem Werke, eine auf die Kreuzzüge sich beziehende Illustration (auf Seite 504) mittheilen: ein heimgeliebter (romantischer)

Kreuzfahrer erzählt in einem Barfüßer-Mönchskloster, wo er Obdach gefunden, seine Abenteuer. Welche köstliche Charakteristik in den einzelnen Beschaffen und über dem Ganzen! Das kleine Bild enthält viele wichtige besondere Züge, namentlich physiognomische.

Wenigstens ist es so, wie man es erwarten würde. Die Schönheit der Schranken des Menschlichen so unendlich überhöhet. Selbstigkeit wird nun einmal gering geschätzt. Das ist häßlich, undankbar, aber sehr menschlich. Wenig hat Doro zahllose Bewunderer und

Freunde gehabt. Doch sie alle wollten sich in ihrer ganzen Größe als Richter fühlen, glaubten sich berechtigt, ihr Lobeswort ihnen wieder einzuführen, halbwegs zu widerrufen. Es war, als hätte man für Doro allein aus dem alten Schulstüb die Förderung nach „Sitz“ zurückbehalten und dann das Kritiken über die „Manier.“ Wenig hatte Doro Manier. Manier haben alle Talente von ihrem Schlage. Und sie war auch das Zeichen seiner Schwäche; denn sie trat manches Mal für Das ein, was ihm daran fehlte, ein großer Males zu sein

Liebe in Calabrien.

Fortsetzung von

Aus dem Italienischen des Luigi Archinti
von Konrad Selmann.



Es ist eine wahre und echte Brigantengeschichte aus Calabrien.

Ich muß aber den Leser darauf aufmerksam machen, daß das Weidert in Kleidung und Bewaffnung nicht mehr das gleiche ist, wie ehemals bei den Banden, auch die Costüme haben sich eben zum Theil verändert: die Agnus Dei, die Altären, die Madonnen, die Reliquien figuriren unter den Briganten beinahe gar nicht mehr. Wer sich mit gegognem Schwert zum Vertheibiger des legitimen Throns und des Altars erklärte, der hat immer die Segnungen der Mutter Kirche genossen, aber seit dem Jahre 1860 zeigten die Briganten im Allgemeinen eine große Schwäche darin, daß sie die auf den Gold- und Silber-Münzen aufgetragenen Bildnisse, welche es auch immer sein mochten, jenen Heiligen vortogen, und seitdem das Papier in Cours gesetzt ist, haben sie sich allezeit jändlicher gezeigt für das Bildniß Couvours und das jacobinische Wapen, das auf den Scheinen eingravirt ist, und für die Namen des Censors, des Kassiers und des Bandirectors, als für die Gestalten der Heiligen und die Stogebetteile, die unten auf den von Mönchen und Nonnen vertheilten Bildern gedruckt sind zur Ausbreitung für den Cultus des heiligen Herzens. Es muß hinzugefügt werden, daß ihre Unromtheit so weit ging, daß man sie, während sie sich stets der Protection der Priester erfreuten, häufig als Freidenker, ohne die Sacramente, sterben oder gar den guten Bruder, der sie absolviren wollte, das Kreuz gegen den Kopf schlagen sah, das sie für Neue befehlen sollte. Auch in dieser Hinsicht

„Arret die Welt aus und altert im Bösen.“

In der Bewaffnung figurirt gar nicht mehr oder doch selten das klassische Noth aus der alten Briganten-Schule. Jagdbüchsen, Doppelbüchsen, Nationalgardengewehre und Revolver, das ist das neue Arsenal. Sie haben sich nicht widerpenstig gezeigt gegen den Fortschritt der Waffen; von der alten Räuber-aus schmückung her haben sie nichts bemerkt, als das Stilet oder den Dolch, weil kein Scharfsinn der Menschen je ein Aequivalent dafür erfinden kann, für das Handgemenge aus Du und Du, oder um einen Christenmenschen ohne Geräusch und mit einem einzigen sicheren Stoß in die andere Welt zu befördern.

Ich bemerke auch, daß die hohen Stiesel keinen Theil des Luzzus eines calabresischen Briganten ausmachen. Der calabresische Brigant trägt seine tüchtigen Stiesel mit feisförmigen Doppelsohlen über einem Paar chokoladefarbenen Wollentrümpfen, die ihm die Beine bis ans Knie hinauf bedecken. Uebri gens sind es immer trockne Oberleder, wilde, häufig bärtige Züge unter der Pelzmütze oder dem Hut mit breiter Krümpe und einer legelörmigen, kaum gläsergroßen Spitze, sowie verziert mit einem Duzend schwarzer Sammetbänder, die doppelt auf die linke Schulter in äußerst malerischer Weise niederfallen.

Diese Dinge habe ich doch anzusprechen wollen, um dem Leser zu helfen, sich die Leute vorstellen zu können.

Ich habe dem Offizier, von dem ich die Mittheilungen über die Thatfachen erhielt, versprochen, die Namen der Orte und Personen unzuändern, aber ich lasse eine Vereinerung eintreten, indem ich auf das Hauptgeheimniß noch etliche Unt-

noten pferve, die sich in den Orten zugetragen haben, die ich nennen werde.

Wir sind im Jahre 1861. Eine Compagnie des dreißigsten Bersaglieribataillons war von Rogliano aufgebrochen, auf der albanischen Linie, und machte in Cosenza Quart; der Marsch war kurz gewesen, jetzt hatte man die Carabiniere abgelegt und die Torniker den zahllosen Föhren in den Bellen eines Klosters ohne Mönche überlassen, das ihnen zum Quartier angewiesen war, und einen Augenblick später streiften die Bersaglieri, in Gruppen gesendert, durch die ganze Stadt umher, betrachteten die gestülpten Häuser, deren Mauern vom letzten Erdbeben her schie geworden waren und bedenklich übergingen, und bewunderten die Waaren in den Läden, die von einer wohl einen Centimeter hohen Kruste bedekt waren von — wie sagt man am besten? — von schwarzen Punkten, welche die Föhren zurückgelassen.

Es gab da unter den Soldaten Leute aus Parma, aus Modena, aus Bologna und etliche Toskaner, aber die Mehrzahl bestand in alten piemontesischen Bersaglieri und lombardischen Gr-Jägern, die vor Kurzem aus den österreichischen Bataillonen gekommen waren, muntere, junge Leute, die einen Scherz für jedes Ding hatten, das hinten, und für jedes hübsche Mädchen, das aufrecht und stolz über die Straße geschritten kam.

Die Offiziere nahmen ihre Granita im Kaffeehause und warteten ab, daß ihre Quartiermacher den Widerstand der Hausbesitzer bestiegen, sie zu herbergen, und plauderten mit den Linienoffizieren, die bereits seit geraumer Zeit in Calabrien in Garnison lagen und unter denen es solche gab, die erst vor Kurzem aus der albanesischen Streife angelangt waren.

„Die albanesische Streife,“ sagte Einer von ihnen zu einem Unterlieutenant von den Bersaglieri, „ist eine Reihe von Dörfern, die in der Nähe der Küste längs dem östlichen Ausläufer der Apenninen, parallel dem Lauf des Crovi und der Strada consolare aufgereiht sind, welche nach Reggio führt. S. Benedetto, S. Martino, Gerzeto, wohin Ihr geht, Cavallerizza, Mongrossano, Carvicate und etliche andere Dörfer bilden diese Streife von Ortschaften, welche eine Bevölkerung albanesischer Zunge bewohnen, im Allgemeinen gute und stolze Leute, aber gewohnt, das Räuberhandwerk berufsmäßig zu betreiben; ein häßlicher Verzug, ja, ermüdend und wenig ehrenvoll, wenn er nicht gewinnbringend ist, aber am letzten Ende doch immer einer, der mit einer gewissen Glorie ausgeübt werden kann. Ihr werdet Euch vergeblich zwischen diesen Felsen und mitten durch diese Wäldungen abstrapazieren, Ihr werdet an den mörderischsten Fiebern Erre braven Bersaglieri krank werden sehr, kaum daß sie ein paar Patrouillen in Tschia oder im sunnigen Wald von Crati gemadt haben; aber niemals wird es Euch gelingen, auch nur einen einzigen Briganten in Eure Hände zu bekommen. Diese Albanesen, gute und schlimme, sind alle von derselben Gattung, alle untereinander näher oder entfernter verwandt, die Besten bemiitleiden oder jähren die Schlimmsten, und Ihr werdet noch nicht aus dem Quartier heraus sein, um einen Fang zu machen, so werden auch die, deren daran liegen muß, schon davon benachrichtigt sein. Signale bei Tage, Signale bei Nacht, Stimmen, die sich fortspalten von Berg zu Thal,

von Thal zu Berg, von Füssen zu Füssen in einer uns fremden Sprache, Volkshaffen von Knaben, Frauen, Greisen und Männern, Flammengzeichen, Rauchzeichen, — Alles ist bereit und festgelegt, damit jede Nachricht über die Bewegungen der Soldaten rasch zu den Briganten gelangt. Ihr werdet ein Hundeband führen ohne einen Erfolg auf der Welt. . . . Sehen Sie diesen armen Soldaten,“ und er deutete auf einen Corporal von der Linie, der dunkelgelb ausah, wie eine Quitt, „das ist das Aussehen, das innerhalb zwanzig Tagen alle diejenigen unter Euren Verfolgten haben werden, die sich nicht da oben in jenem Gebäude befinden, das auf dem Gipfel des Berges dort ragt.“

„Was ist das für ein Gebäude?“

„Das Militärhospital, das überfüllt ist mit Fieberkranken und das täglich dem Kirchhof seinen Tribut bezahlt.“

„Nun gut,“ rief der Unterleutenant philosophisch, „wir werden ja sehen! Und wie sieht es mit den Mädchen droben?“

„Das schönste Geschlecht, das man zu sehen bekommen kann, schön wie Fürstinnen, griechischer Typus, hochgewachsen, sehr elegant in ihrem prächtvollen Costüm, und in gewisser Beziehung das vollkommenste Ebenbild dieser von der Sonne so bevorzugten Landstriche.“

„Das will sagen?“

„Man wittert die Luft, wie der Jagdhund zwischen den Brombeersträuchern.“

„Und was für ein Geruch hier!“

„Welche Eindrücke empfängt Dein Geruchsorgan?“

„Süßen Wohlgeruch, Duft von Orangenblüthen, und . . .“

„Und?“

„Naderduft . . .“

Wir verstehen uns. Nun, das ist das Land, die Frauen, die Männer, das Physische und Moralische in diesen Ortshöfen; ausgenommen sind nur die Schösser und Wohnungen der Barone, sowie die elliher Herren oder Galantuomini, wie man hier sagt; bei diesen muß man eine Einschränkung in seinem Urtheil machen.“

„Nun gut,“ sagte der Verfolgtere wieder; „und mit den Straßen?“

„Die Consularstraße, die nach Reggio führt, und die Militärstraße oberhalb sind die einzigen, die es überhaupt giebt. Im Uebrigen steht es Euch frei, in den Strombetten zu patrouilliren, den Fußstapfen der Briganten zu folgen, die Fußwege zu durchreiten, die an den felsigen Höhen oder mitten durch's Waldbüsch eingeschritten sind, wie auch auf allen Wieren zu wandern, ganz begraben im Gebüsch und in lüppigen, sehr schönen, beinahe baumgleichen Farnkräutern.“

„Und wie sieht's mit der Ernährung?“

„Es wird Euch sehr schwer werden, etwas auf den Tisch zu bekommen, denn Ihr würdet nicht einmal das Allernothdürftigste zu kaufen finden, um ihn zu decken. Ihr werdet als Gastfreunde da essen, wo Ihr einquartiert seid, auf Du und Du mit dem Hausbrenn, ohne Weisen von Frauen. Nichts ist werdet Ihr beinahe niemals auf dem Tische sehen, dagegen Hammelfleisch, sehr zartes Hammelfleisch, junge Ziegen, Wild und Gemüse, auch Früchte und vortrefflichen Wein werdet Ihr im Ueberfluß haben; und dann wird es Euch auch niemals an Befreiemern fehlen. Aber sehen Sie nach dieser Seite hin, das Schicksal begünstigt Sie. Da haben Sie eine Gruppe von Eingeborenen.“

„Wo?“

„Da unten; warten Sie nur, sie kommen nach dieser Seite.“

In der That kam bald nachher eine Schaar von Landbewohnern vorüber, welche die Wege auf sich zogen durch die Magerkeit ihrer dünnen, rüadigen, schlecht gehaltenen und niemals getriggerten Pferde, die aber starken Wüchsbau und ein brennendes Auge hatten. Die Männer waren gekleidet wie alle anderen Calabreser, die Frauen aber waren anders angethan. Man kann sich keine elegantere und einfachere, gleichzeitig prächtigere Bekleidung vorstellen.

Ein reicher Rock von Scharlachrot, unten mit Goldstreifen

gefaunt, eine Schärpe, die niedrig sitzt und auf Hüden und Brust sehr zuläuft, ganz mit Goldstickerei und so, daß der Reiz des weiblichen Wunschs frei bleibt, ein Hemde, das bis zur Schärpe herab offen ist, aber am Saum rings herum mit einem breiten, lattidartig gestülpten Besatz garnirt ist, prächtig, leicht und in seinem schmeizigen Weis von bester Wirkung; über dem Hemde eine Jacke, die am Halse rund ausgehritten und an den Ärmern völlig mit Gold besetzt und gestreift ist.

Der Verfolgtere Offizier erhob sich hastig, um das schöne, auf diese Art gekleidete Wesen vorübergehen zu sehn. Braun, mit willigem Haar, mit lebhaften Augen, zarterer Hautfarbe, mit korallenlippen, die wie Kirzchen funkelten, hatte sie zugleich die Haltung einer antiken Krugträgerin und bot ein Gemischn von Anmuth und Hoheit.

„Welche Schönheit!“ sagte er.

„Das Mädchen sah ihr nur an und ging dann vorüber.“

„Das da ist das eigenthümlichste Mädchen aus der ganzen albanesischen Strecke und vielleicht auch das schönste, aber sie ist wild und stolz, wie nur Eine, und ebenso tugendhaft; noch hat Niemand weder durch Geschenke noch durch Bitten je ihre Zurückhaltung zu besiegen vermocht. Ich glaube überdies, daß sie eine Ausnahme von der Regel macht, die ich Ihnen gerade vorhin auseinandersetzte, denn sie hat die Gewohnheiten eines Hermeles und hält sich immer sehr sauber. Sie ist vielleicht die Einzige, die nur den Drangensblüthenbusch spendet ohne die Beimischung von üblem Geruch.“

„Wie heißt sie? Wo wohnt sie?“

„Oho, Verfolgtere, wird schon zum Ausbruch gekomen. . . . Ich habe sie mehrere Male in Cereto gesehen, sie bewohnt eine elende Hütte in einem Wald zwischen Cereto und San Martino, aber ihren Namen kenne ich nicht; sie ist eine Bäuerin aus gutem aber herabgekommenem Hause und birgt in sich den ganzen verwünschten Hochmut aller Nachkommen der noch übrigen, berühmten Willigen Standerbegs, die sich die seit's des Jonio geküßt haben. Weitere Informationen kann ich Ihnen nicht geben.“

Die beiden Offiziere nahmen Abschied von einander.

Am Tage darauf gegen drei Uhr Morgens stieg die Compagnie Verfolgtere wieder das Thal des Crati herauf und folgte der Strada consolare. Das malerische Thal bot tausend Zerstreuungen und wipige Bemerkungen für die Schöngeister der bewaffneten Macht, aber das Ganze hatte doch ein sehr schwermüthiges Aussehen, da man auf der ganzen Straße keinem Menschen begegnete; die Felder waren verödet, ohne Oefang von Bauernmädchen, ohne Wodenton, ohne dahinwandelndes Vieh, ohne die geringste Bearbeitung, ohne armselige Häuser. Die Ortshöfen ragten, als wären sie herausgeflogen, von den Berggipfeln herab, Raubbogelnefern vergleichbar, dazu von urwüchlichem Aussehen mit ihren alten Feudalschlössern.

„Ein recht lustiges Land!“ kam es unwillkürlich im mailändischen Accent über die Lippen eines Verfolgtere.

„Madonna! Lustiger ist es noch auf dem Kirchhofe von Brescial!“ erwiderte ihm ein Brescianer. „Dies ist das Land des sabonischen Zauberers; mit eisernen Schuhen und eisernem Gut geht man und geht, aber man begegnet keiner Hütte, geht und geht, aber begegnet keinem Hause. Ueberall Eidechsen und Schlangen und niemals ein Christengeist.“

„Oh, sieh, sieh,“ rief ein Anderer, „als man einen Abhang auf die Fuhrz eines kleinen Nebenflusses des Crati zu herabstieg, da sind Leute!“

„Oh, wach! Zusammentreffen, italienische Brüder!“

Zur Seite der Straße waren zwei Pfähle, über denen ein paar Bretter lagen und auf diesen befanden sich zwei Menschenshadel, eine dicke schwarze Kette von Armeisen zog sich von der Erde über den Pfahl bis zu den Nasengruben eines dieser Schädel herauf, die von Haut und Muskeln entbößt und nur mit einigen Wüscheln Haaren und Bart besetzt waren, die an den ausgebleichten Knochen kleben.

(Fortsetzung folgt.)

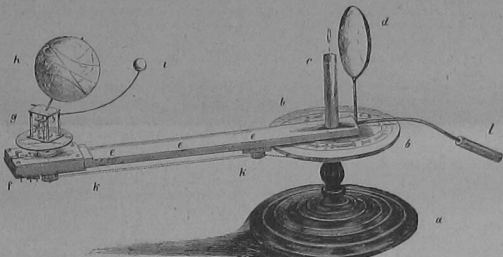
Bum Anschauungs-Unterricht.

(mit Illustration.)

Vor der jugendliche Schüler die Befähigung erreicht, sich abstrakte Begriffe zu bilden, gelangt er zu den Vorstellungen mittels des Auges, des Ohres, des Geruchsinns oder des Tastsinns. Namentlich sind ihm Auge und Ohr treue Helfer zur Beschaffung eines klaren Verständnisses über irgend eine Sache. Deshalb wird auch in neuerer Zeit dem Anschauungsunterricht, in der Naturkunde besonders, großer Werth beigemessen.

Physikalische Vorstellungen, z. B. über die Bewegung der Weltkörper, über den Wechsel der Jahreszeiten, von Tag und Nacht, würden sich in sehr jungen Schülern ohne passende Instrumente kaum herstellen lassen. Dazu dient nun das sogenannte Tellurium (gebildet nach dem lateinischen Worte tellus, die Erde). Eine genaue Abbildung desselben überseht uns fast der näheren Beschreibung des Apparates, der im Wesentlichen aus einer geschickten Combination eines Uhrwerks und der einzelnen zu bewegenden Theile (Weltkörper) besteht. a ist das feste metallene Gestell (des Fuß), b eine glatte Metallscheibe, über welche sich räumlich der Balken s gleitend bewegt; o ist eine die Sonne vorstellende Kerze, feststehend, d ist ein Reflexions-Spiegel zur Lichtverstärkung, f ein Kasten, welcher das Uhr- oder Treibwerk enthält, das mittels eines Schließels aufgezogen werden kann; z ist ein gangbares Näherwerk, mit welchem, in richtigster Constellation, der Erglobus h an einem beweglichen Stiel, der Mond

Körper i an einem beweglichen starken Draht in Verbindung steht. Die Kette k läuft um die Scheibe b und ein Rad des Kastens f, jezt also die Kette in Bewegung. I, welches einer abwärts gebogenen Handhabe gleicht, ist ein Gewicht, um den Schwerpunkt des Walkers o nicht an die eine Seite zu verlagern, kurz, um das Gleichgewicht des Apparates herzustellen. Wie haben also Sonne, Erde und Mond, die Erde dreht sich in abgemessener Zeit alle Tage einmal um sich selbst, alle Jahre mit 365 maliger Umlaufselbstdrehung einmal um die Sonne, der Mond dreht sich in der Zeit von Neumond zu Vollmond um die Erde. Sonnen- und Mondfinsternisse werden gleichfalls durch den Apparat zur Anschauung gebracht. Ein Druck auf eine Feder jezt das aufgezogene Uhrwerk in Bewegung. Das Licht der Sonne fällt auf Erde und Mond, die Erde rollt, der Mond bewegt sich als ihr Trabant alljährlich 12 Mal neu und voll. Auf der Scheibe ist der sogenannte Robidus (Thierkreis) abgebildet so daß das Auge sieht, durch welche Sternbilder sich die Erde eben bewegt und wie die Jahreszeiten entstehen. Der Draht des Mondes hat



Das Tellurium. (Seite 509.)

eine besondere Scheibe, welche die Mondbahn deutlich zeigt, und der Mondwechsel wird durch Licht und Schatten klar angeeignet.

Dieses einfache Mittel zum physikalischen Anschauungsunterricht sollte in keiner Gemeindefschule fehlen.

Achtzehnhundertsechzig.

Aus dem Tagebuche einer Pflegerin auf dem Kriegschauplatze.

(Schluß.)

Am ersten October bekamen wir die Nachricht, daß Straßburg capitulirt habe. Ein freudiges Hurrah begrüßte diesen neuen Sieg und Jeder behauptete: Das dürfte die Franzosen nicht wieder bekommen! — Wie glücklich bin ich, daß ich diese herrliche Zeit erlebe! Es kommt wie ein Siegesdrain über mich, daß nun Straßburg, das uns durch schändlichen Verrath mitten im Frieden entriß, wieder das unsere auf immer ist.

Ich lasse mir sehr gern die kriegerischen Ereignisse der Verbundenen erzählen; sie beschreiben und schildern sprechen sie von den großen Thaten, die sie ausgeführt.

An einem schönen sonnigen Herbsttage bekam ich die Erlaubniß, mit einer unserer Schwestern bei Herrn Oberstabsarzt St. auf einer Fahrt nach Sedan zu begleiten.

Wir fuhren im Wagen des Generals Weirmann, der unbekannt in der Heimschlacht, mit der Bewilligung der Frau von Weirmann, die einige Male heraus kam und das Silberzeug und einige andere werthvolle Gegenstände abholte. Natürlich feste nicht das Geringste daran.

In einer halben Stunde erreichten wir Bazelles, im hellen Sonnenschein sahen die rauchgeschwärmten Ruinen noch schrecklicher aus, als beim ungewissen Lichte des Mondes. Die massiven Steinbauten waren in sich selbst zusammengefallen, die rauchgeschwärmten Eichen ragten hoch in den blauen Himmel empor, an den Helten der Wäldchen hingen die verbogenen Eisengitter, an der Häuserfront, wo sie noch stand, überlebte die Wüstengräber. Auch eine Brauerei war noch erkennbar. Einige Männer in blauen Wästen standen geistes Blutes in den Wangen, als hätten sie noch etwas von den Trümmern.

Eine Menge geprüelter Kinder liefen unter dem Gefreil: Pour la charité, pour la charité unserem Wagen nach.

Von hier an wüthete der blutige Kampf bis Sedan und wir sahen seine Spuren an den vielen Erhöhungen, unter denen die eiserne Pyre ruhen. Rechts von uns lag das Schloßchen Ramonelle auf kahler Anhöhe; der Park liegt abwärts im Thale.

Dann kamen einzelne Landhäuser, hinter der Gartenmauer des einen lag noch ein großer Haufen Kornisfer.

Dann fuhren wie lange an der Mauer eines Parks dahin, über welche die Wipfel hoher Bäume ragten. Er gehörte zu einem Schlosse, das früher der Marhall Turanne besaß. Jezt hatten es die Bayern arg verüßelt. Fast von allen den reizenden Willen, die im Schatten ihrer hohen Bäume, im Schmude ihrer grünen Rasenflächen und Blumenbosquets so friedlich dalagen, welche jezt die Fahne mit dem rothen Kreuz, und in den Zimmern, in denen sonst wohl das Geräth der Feste und schifflichen Kinderzimmer erschalle, erstauten jezt die Säulen des Schmerzes und das Köcheln der Sterbenden. Bald nach dem ganz erschöpften Malen erreichten wir die ersten Festungswerke. Die Waas umgibt die Festung ringsum und ist sehr breit und tief. Wir passirten die Brücke, auf welcher sich das geschlagene Heer auf der Flucht in die Festung drängte, in grauigem Gemisch Einer den Anderen herabstoßend oder zertretend.

Deutsche, riesige, bärtige Landwehnmänner hielten Wacht am Thore und saßen auf den Bänken vor dem Nachhause, so gemächlich plauderten, als wären sie in der Heimath; ein Anblick, der mein Herz mit Stolz erfüllte. Die etwas engen Straßen zeigten viele schöne Häuser mit Vorhöfen, die durch eiserne Gitter von der Straße getrennt waren. Die Wäden waren geöffnet und eine bunte, geschäftige Menge drängte sich auf den Trottoirs: deutsche Soldaten, französische Kranken Träger und Kerkir, Wägen in Wägen, Hüpfmäulen und Dolchmäulen, auch elegante Herren und Damen, letztere alle in Trauer um das Unglück des Vaterlandes, was ich sehr recht und patriotisch finde. Wir fuhren durch die Stadt und wieder über die Maasbrücke, um die Menge der eroberten Geschütze zu sehen. Auf einer großen Höhe am Ufer der Maas standen sie in unabzählbaren Reihen. Mitrailleusen, Kanonen, Munitionswagen u. s. w. Ein schöner Anblick! Wir legten ihre um und fuhren zurück nach dem Turmeplatze. Die Statue des grausamen Verwüsters der Pfalz steht in der Mitte eines großen Platzes, umgeben von stattlichen Häusern. O, wenn er doch selbst oben stände und säße

die Söhne der Pals und des Rheinlandes hier als Sieger eingehen und das stolze Frankreich gebührend! Wir besuchten noch einige Wälder und machten uns dann auf den Heimweg.

Es geht jetzt sehr oft Flüge mit transportfähigen Verwundeten nach Deutschland ab, auch mehrere von meinen Pflegsleuten. Jeder ist glücklich, der ersten Heimath zuerufen kann. Der arme Tammsberg, der zwei Glieder durch die Brust hat, wird täglich schlechter, aber immer noch sieht er die Hoffnung nicht auf. Er möchte so gern nach

Haus, aber er könnte die Reise nicht ertragen. Mühen doch die Armen mehrere Stunden auf zweitägigen Karren fahren, die sie die Eisenbahn erreichen. Hülfslicher Weise ist das Wetter jetzt noch, Ende October, warm und sonnig.

Frau Simon ist seit einigen Tagen nach Chateau Thierry abgereist und hat mehrere unserer Schwestern mitgenommen, da hier nicht mehr so viel Arbeit ist. So weit die Mittheilungen meines Tagebuchs, aus jener großen Zeit. — C. Thierbach.

Schlesische Chronik.

Professor Galle's Jubiläum. Am 1. April d. J. feierte der Director der Breslauer Sternwarte, Prof. Dr. G. Galle, sein 50-jähriges Jubiläum als Universitäts-Dozent. Johann Gottfried Galle ist am 9. Juni 1812 zu Pappstaus bei Gröbenhainichen geboren. In Wittenberg besuchte er von 1825—1830 das Gymnasium, von 1830 bis 1839 wohnete er sich in Berlin dem Studium der Mathematik und der Naturwissenschaften. Unmittelbar nach Vollendung des Trienniums bestand er das Examen pro facultate docendi; während des Sommers 1833 fungierte er als Lehrer an dem Gymnasium in Guben, im Herbst wurde er nach Berlin an das Friedrichs-Werdersche Gymnasium berufen, wo er zunächst sein Probierjahr vollendete und dann mit dem 1. April 1834 seine Anstellung erhielt. Nachdem er schon während der Universitätszeit sich den astronomischen Studien zugewandt und an den Berechnungen für das von Ende herausgegebene Berliner astronomische Jahrbuch theilgenommen hatte, fand er ein Jahr später Gelegenheit, sich der Astronomie ausschließlich zu widmen. 1855 trat er dann in die Stellung eines Assistenten und Observators an der neuerbauten Sternwarte in Berlin ein. Hier endete er 1839 und 1840 binnen einer Zeit von wenigen Monaten 3 neue Kometen (den 2. December 1839 in dem Sternbild der Jungfrau, den 25. Januar 1840 im „Drachen“ und am 6. März 1840 im „Schwan“), wofür er den Walde'schen Preis der Pariser Akademie und verschiedene andere Auszeichnungen erhielt. Am 1. März 1845 promovierte er auf Grund einer astronomischen Abhandlung, die er an dem damals noch wenig bekannten und in jener Zeit mit der Planetentheorie sich beschäftigenden Astronomen Verrier in Paris sonde, und welche diesem Anlaß hat, ihn zu einer Abhandlung nach einem von Verrier theoretisch hergeleiteten Planeten jenseits des Uranus aufzufordern. Galle empfing das Schreiben Verriers am Abend des 23. September und beschloß, im Einklang mit Ende, am Abend die gewünschte Nachforschung vorzunehmen; auch d'Arrest, der damals seine Studien in Berlin begonnen hatte, wünschte sich daran zu theilhaben. Da der scheinbare Durchmesser des Planeten nur sehr klein war, so schien es zweifelhaft, ob es möglich sein werde, den gesuchten Himmelskörper daran allein zu erkennen, und es machte sich die Beschaffung einer detaillirten Karte wünschenswerth. In der Kartensammlung der Sternwarte fand sich ein Abbild der von Verrier bezeichneten Stelle ein Sternchen 8. Größe, welches auf der Karte fehlte. Unter Theilnahme Endes wurden die Beobachtungen bis zum Morgen fortgesetzt, ohne daß es indessen gelang, mit Sicherheit eine Detecirung zu constatiren; erst am nächsten Abend stellte sich eine solche unwiderstehlich heraus. Damit war die planetarische Natur des beobachteten Sterns dargethan. Aus Anlaß dieser Auffindung des „Neptun“ wurde Dr. Galle der Orden der französischen Ehrenlegion und der Hofe der Alerander verliehen; auch noch andere Anerkennungen wurden ihm zu Theil. So erfolgte eine nachmalige Beilehung des Lohndes'schen Preises der Pariser Akademie und 1848 die Ernennung zum auswärtigen Mitgliede der königlichen astronomischen Gesellschaft in London. Eine Berufung als Observator an die Sternwarte in Dorpat (im Jahre 1841) lehnte Galle ab; ebenso die Berufung für das Direktorat der Sternwarte in Königsberg i. J. 1849. Nachdem er im Sommer 1851 noch mit der Beobachtung der totalen Sonnenfinsternis auf der Observationsstation Frauenburg betraut worden war, und diese Beobachtung ausgeführt hatte, folgte im Herbst 1851 nach dem Tode Boguslawski's seine Ernennung zum Director der Sternwarte und außerordentlichen Professor in Breslau, und 1856 zum Professor ordinarius.

Den Mann des Wärdigen Fied. Am 3. April d. J. verstarb in Breslau, im 46. Jahre seines Lebens, der königl. Eisenbahndirections-Präsident Ernst Fied, ein hochverdienter Staatsbeamter und überaus liebenswürdiger, anspruchsvoller Mann, der es z. B. fernerzeit unter Ausdrücken achtungswerther Bescheidenheit beharrlich absahnte, sich Porträt in diesen Blättern zu öffentlich zu lassen. Ernst Conrad Theodor Fied war ein Sohn des überlanten königl. preuss. General-Adjutants Fied, geboren 22. Febr. ar 1838. Er studirte die Rechte, und wurde 1855 Kammergerichts-Assessor, 1859 Kammergerichts-Referendar, 1862 Gerichtspräsident. Als solcher wurde er im April 1863 der königl. Gesellschaft der Wissenschaften ernannt, dort am 1. Januar 1864 zum Geschäftsrath-Vizepräsident ernannt, dann vom Januar 1865 bis zum April desselben Jahres als Hilfsarbeiter im Ministerium der Auswärtigen Angelegenheiten und vom 1. Mai 1865 als Hilfsarbeiter bei

der königl. Direction der Ostbahn in Bromberg beschäftigt. 1865 wurde er Regierungsrath, 1867 Generalverwaltungscommission für die Berliner Verbindungsbahn, 1867 Mitglied der königl. Direction der Bergisch-Märkischen Eisenbahn zu Elberfeld, 1868 Mitglied der königl. Direction der Niederschlesisch-Märkischen Eisenbahn zu Berlin. Während des Feldzuges von 1870/71 war er vom September 1870 an zum Vorsitzenden der Eisenbahn-Betriebscommission in Nancy, später, vom Januar 1871 an als Vorsitzender der Eisenbahn-Betriebscommission in Luxembourg-Gerbil thätig. Im April und im Mai 1871 wurde er dem Comissar des Handelsministeriums für die Friedensverhandlungen mit Frankreich in Brüssel und Frankfurt a. M. attaché. Nach Abschluß des Friedens wurde Fied am 1. Juli 1871 zum Mitgliede und stellvertretenden Vorsitzenden der königl. Direction der Main-Weier-Eisenbahn ernannt, jedoch schon im August desselben Jahres zur Verwaltung der Reichseisenbahnen in Elsaß-Lothringen berufen. Am 31. December 1871 erfolgte seine Verödörung zum Kaiserlichen Eisenbahndirector und zum Mitgliede der Kaiserlichen Generaldirection der Reichseisenbahnen in Elsaß-Lothringen. Im September 1873 trat er als Hilfsarbeiter in das Reichsfinanzamt ein, bald darauf, am 6. December 1873, erfolgte seine Ernennung zum Geheimen Regierungsrath und vortragenden Rath. Am 1. Februar 1877 wurde ihm das Amt des Vorsitzenden der königl. Direction der Ober-schlesischen Eisenbahn übertragen. Am 6. März 1880 wurde er zum Vorsitzenden der Eisenbahn-Verwaltung in Königsberg ernannt, und seit dem 1. März 1884 bekleidete er das Amt als Präsident der am gleichen Tage in's Leben getretenen königlichen Eisenbahndirection Breslau. Fied war Premierlieutenant der Landwehr, besah den beiden Alerander dritter Klasse mit der Schleife, das Eisene Kreuz zweiter Klasse am weißen Bande, das Großkreuz des Ordens der Rumänischen Krone, den Türkischen Medjidie-Orden vierter Klasse, das russische Erinnerungszeichen des Rothten Kreuzes u. Der verstorbene Präsident hinterließ eine Witwe und 4 Kinder.

Schlesischer Provinzial-Ausschuß. Die Zusammenlegung dieser Provinzialbehörde ist folgende: Vorsitzender: Kreisdeputirter Graf Stosch-Partau, Stellvertreter: Oberbürgermeister Friedensburg, Mitglieder, außer dem jedesmaligen Landeshaupmann, Oberbürgermeister Martins-Glogau, Landrath Prinz Reg.-Rath, Landrath Graf Stolberg, Vermögensdeputirter auf Kroppehof, Kammerherr Schneider-Brig, Oberbürgermeister Friedensburg, Justizrath Graf Stolberg, Amts-Vorsteher Berner-Schilde, Kaufm., Landrathsdirector Baron Gehlig-Neudorf auf Hilsdorf, Commerzienrath Heßkuh-Wüstenau, Landrath Prinz Hohenlohe-Ingelheim auf Klein-Dronowitz, Kreisdeputirter Graf Frankenberg-Allendorf, Oberbürgermeister Schramm-Rathor und Kreisdeputirter Alnoch-Beignitz, Stellvertreter der Mitglieder: Oberbürgermeister Verel-Beignitz, Landrath von Lisch-Langhewllowitz, Landrath von Saltern-Lauban, Kreisdeputirter Duos-Brodendorf, Stadtrath von Jüßelstein-Breslau, Bürgermeister a. D. Breuer-Schlau, Gutsbesitzer Dr. Friedländer-Kentzschau, Dr. von Kulms-Conradswaldau, Graf v. Fidler-Schönbau, Landrath Wolf-Rathor, Regierungsrath und Bürgermeister Trentin-Oppeln und Landeshöfster von Stadnitz-Schnönbald.

Rippen, Kreis 9 zum art. Hier ereignete sich am 28. März d. J. folgender gräßliche Fall: Der erit vor Kurzem aus dem Zuchthause entlassene Polizeioberwacht Verger, ein geschickter Verbrecher, war vorerhanden Kluge aus Rantau besah sich nun gelien Nachmittag zu Festhaltung der Thatbestandes in die Schaafung des Verger und traf ihm allein an. Kaum hatte Kluge den Zweck seines Erscheinens ausgeprochen, als er Verger einen wichtigen Tritt (mit einer Holz-pantine) vor den Unterleib erhielt, so daß der Gendarm zusammenbrach. Verger, ein 50 Jahre alter, großer, sehr starker Mann, warf sich nun auf Kluge, ihn weiter mit Füßtritten und Kniefößen bearbeitend, hielt ihm mit der Linken den Hals umspannt und verjurte mit der Rechten den Säbel, auf welchem Kluge lag, zu ziehen. Dies war bereits vollendet, wobei allerdings die Klinge sich verbog, und es wäre nun wohl um Kluge gekommen gewesen, wenn es diesem nicht gelungen wäre, den Revolver aus der Ledertasche zu reißen und denselben abzufeuern. Verger sank durch die Brust getroffen, nieder und starb nach einigen Stunden. Kluge liegt an einer Unterleibsverwundung (saher darnieder; er scheint einen ausgebreiteten Repetir erlitten zu haben.

Aus Heimath und Fremde.

Solnhofen an der Altmühl. (Mit Illustration.) Im schönen Frankenlande, in einem liegenden, iberth, von Touristen besucht zu werden, liegt Solnhofen, am Ufer der schiffbaren Altmühl. Solnhofen gilt jetzt nur als einfaches „Friedensdorf“ mit etwa 700 Einwohnern, und steht unter Verhinderung des handwerklichen Handels. Seine eigentliche Bedeutung ist jetzt industrieller Natur; es hat auf seinem Terrain, außer einer großen Glasbläse, den großen Marmersteinbruch, aus welchem eine Masse der vorzüglichsten Lithographen-Steine verfertigt werden. In früheren Zeiten war Solnhofen ein Bestandtheil des reichthümlichen Fürstenthums Ansbach. Zur Geschichte desselben ist Folgendes zu bemerken. Bekanntlich wurden die Hohenzollern im Jahre 1192 Burggrafen von Nürnberg und küßten durch Krieg und Ehebinde ihre Besitzthum fort und fort zu mehren. Kaiser Rolf VI. war geneigt, sie als Reichsfürsten anzuerkennen. Die beiden Söhne des Burggrafen Friedrich V., Johann III. und Friedrich VI., theilten sich testamentarisch in der Weise in die hohenzollernschen Lande, daß Erstere das Fürstenthum Bayreuth oder Kulmbach, oberhalb des Oberrheins, der Letztere das Fürstenthum Ansbach (oder Osnobach), aus Burggravensthum Nürnberg, unterhalb des Oberrheins, erhielt. Friedrich VI. wurde durch Kaiser Sigismund im Jahre 1417 mit Kurbrandenburg belehnt und erhielt durch Erbschaft aus Bayreuth. Später trat noch wiederholt eine Trennung der Oberrheine ein, bis 1764 beide Fürstenthümer wieder vereinigt wurden und 1791 der letzte Markgraf von Ansbach-Bayreuth zu Gunsten Preußens auf denselben verzichtete.

Solnhofen bildete im besagten Fürstenthum Ansbach unter dem Oberamt Hohenzollern ein Kloster, Vermohten, und Mitteramt gleichen Namens. Es ist demnach auch ein Kloster darselbst vorhanden gewesen. Zu seinen nähern und weiteren Umgebungen gehörten Ansbach, Schwabach, Kadoburg, Bursfelde, Reich, Gmünd, Stauff und Randach, Gunzenhausen, Wassertrüdingen, Windbach, Weilsbrunn, Nördlingen in Meiß, Neudorf, Sulz, Ditzroing, Craßkeim, Kolmbreg, Greglingen, Uffenheim, Reichenheim, Birgenstadt &c.

Allerlei Nützliches.

Maulwurfs zu vertreiben. Um dieses für die Land- und Forstwirtschaft nützliche Thier aus dem Garten, in dem es nur Unheil anrichtet, zu vertreiben, ohne es zu tödten, wendet E. Burbaum, Lehrer in Reunheim, folgendes Mittel an: Wenn ein Maulwurf in seinem Garten gefangen hat, wird der Hügel alsbald beglichen, in die Laufrohre ein mit Petroleum oder Steintöllethener gestänkter Kappen gesetzt und die Oeffnung wieder mit Erde geschlossen. Der starke Geruch des Petroleum oder Theers vertreibt den Maulwurf alsbald und er kommt an dieser Stelle nicht wieder zum Vorschein. Nicht er sich nun in einen anderen Theil des Gartens, so wird dort ebenso verfahren und nach wenigen Tagen hat der Wühler den Garten verlassen. Durch dieses einfache Mittel hält man den Maulwurf fern, und er bleibt zu weiteren Dienstleistungen auf dem Felde am Leben. Auf diese Weise läßt sich der Maulwurf von allen Stellen vertreiben, wo er lästig wird, und es wäre vielleicht auch für manche Wiesen und Grasplätze im Frühjahr eher zu empfehlen, als das massenhafte Wegnehmen dieser nützlichen Thiere.

Junge Meisen. Wir empfehlen, auch junge Meisen (sog. Brennmeisen) pinararisch als Gemüße zu bereiten; sie sind sehr wohlschmeckend und dienen für Mütter als milchberegnernde Kost.

Ein Kennzeichen guter Leg-Hennen. Es dunkel roth Kamme und Bart der Hennen zur Legzeit hind, desto reichlicher legen sie. Bei bläulicher Färbung von Kamme und Bart sind die Leg-Hennen wenig tauglich.

Milchiger Weim. Man löse Kölner Weim (1/4 Pfd.) in 1/2 Liter Wasser auf, dann löse man 1/4 Pfd. Gummi arabicum in 1/2 Liter lauem Wasser und mische beide Flüssigkeiten innig.

Behandlung von Sektaroseffen. Karottensaft, welche vor dem Sekt stark ausgeleimt sind und ihrer Keime beraubt werden, sind nur zum werten Theile ihrer ursprünglichen Kraft fruchtbar. Gute Sektaroseffen in muß man vor dem Ausleimen fünf abweilen lassen, dann wird die Keimkraft in Schummer gehalten.

Alle Sämereien kann man dadurch leichter keimfähig machen, daß man sie 2-3 Tage in eine Mischung von überhohem Wasser mit Milch einlegt, oder in überhohem Wasser, worin etwas Weinstein aufgelöst worden, die Samen anfangen zu schwellen, kommen sie sofort in Keim.

Schlesischer Geschichts-Kalender.

(Nach Mittheilungen des Pastor Vorrmann in Preußnitz.)

Den 3. Mai 1200. Große Feuersbrunst zu Breslau, wobei alle vorhandenen Urkunden und Denkmäler der polnischen Beherrschung und des ersten Herzogs vernichtet wurden.

- 1651. Bismolme der evangelischen Parochie zu Schwiebus.
- 1672. Großer Brand zu Legniz. 218 Häuser.
- 1806. Große Feuersbrunst in Breslau.
- 1810. Brand zu Friedland, Kr. Falkenberg.
- Den 4. Mai 1642. Der schwedische General Torstenson erobert Groß-Glogau, welches dabei ganz dandierbrennt.
- 1792. Brand zu Schmiedeberg.
- Den 5. Mai 1642. Der schwedische General Königsmark erobert Gubrau mit Sturm.
- 1764. Großer Brand zu Freistadt in der Stadt und Glogauische Vorstadt, 163 Häuser.
- 1792. Großer Brand zu Schmiedeberg.
- 1807. Die Kofeler Vorstadt in Ober-Glogau brennt ab.
- Den 6. Mai 1509. Herzog Friedrich II. von Legniz kündigt Breslau den 1509 an, weil man seine Ringe darselbst nicht annehmen will und einen Beschder aus seiner Ritterchaft gefangen genommen halte.
- 1554. Die Vorstadt vor dem Grossen Thor von Freistadt brennt ab.
- 1648. Friedland vor dem Schweden geplündert.
- Den 7. Mai 1525. Stiftung des Almosenamtes in Breslau, Abschaffung der Pettele.
- 1739. Brand zu Uppeln.
- 1777. Der Grundstein zur evangelischen Begräbniskirche vor dem Nicolaitore zu Breslau gelegt.
- Den 8. Mai 1242. Herzogin Anna schenkt den Benedictinern zu Oppawitz in Böhmen so viel von dem Walde Kreuzgrab (Grünau), als sie mit ihren eigenen Händen darin urbar machen können.
- 1342. Großer Brand in Breslau.
- 1431. Die Herzoge Conrad IV. von Gant, Conrad V. von Oels und Ludwig von Ohlau nebst den Breslawern und Schwedynern belagern die Gussiten in Kreuzburg, müssen aber fruchtlos wieder abziehen.
- 1524. Erste lutherische Predigt zu Bunzlau.
- 1547. Explosion des Pulverturmes zu Schwiebus, durch den Blitz entzündet.
- 1807. Treffen bei Gant; die Kleinbündner und Sachsen werden von den Preußen besiegt.
- Den 9. Mai 1420. Groß-Glogau brennt ab.
- 1598. Großer Brand zu Schwednitz; die Hälfte der Stadt nebst dem Rathshaus.
- 1690. Großer Brand zu Lahn.
- 1718. Einweihung der evangelischen Gnadenkirche zum Kreuze Christi zu Birsberg.
- 1731. Große Feuersbrunst zu Lahn.

Allerlei Weiteres.

Aus dem Leben des eierten Herzogs. Es war im Jahre 1841, zur Zeit, als die berühmte Schauspielerin Rachel in London Furore machte. Auch der alte Wellington lud eines Tages Mrs. Rachel ein, bei ihm in Gegenwart einiger Personen aus der Elite der hohen Gesellschaft etwas zu declamiren. Die junge Künstlerin ließ sich nicht lange bitten und erschien zur bestimmten Zeit in dem Salon des edlen Herzogs, begleitet von ihrem Vater und dem Grafen D., der ihren Glanzworte liebt. „Selbst“ sagte der Graf, nachdem er die Gesellschaft gemultert hatte, „von allen anwesenden Personen verliest keine einzige französisch, die vor dem Hause angekommen.“ — Diese Bemerkung mußte der Mrs. Rachel natürlich sehr verdrießlich sein; sie declamirte einige Tiraden, welche unmäßig belächelt wurden, die Künstlerin schlug jedoch diesen Vorfall nach dem wahren Erbisse an. Als sie geendet hatte, trat der Herzog von Wellington zu ihr. „Da ist doch wenigstens Eines, der mich beurtheilen konnte,“ dachte Mrs. Rachel, „sein Beifall ist von Gemüth.“ — „Sie haben den tiefsten Eindruck hervorgerbracht, Mademoiselle,“ sagte der Herzog zu ihr, „die größte Sensation gemacht, die leider nur ich nicht theilen konnte, da ich jetzt längerer Zeit fast ganz taub bin.“

Ent gerettet. Es kommt wohl vor, daß man so thut, als wolle man einer Dame die Hand küssen, ohne aber die Letztere mit der Lippen zu berühren. Ein junger Mann, der in dem Ruße des Galantes stand, that oft so und eine nicht üble Dame beschloß, ihm diese Unmanier zu verweisen. Eines Abends ergriff der junge Ritter auch die Hand der Dame, welche eine Soirée gab, neigte sich zu ihr herab und küßte wieder — in die Luft. „Nun,“ sagte die Dame etwas pikirt, „man küßt ja Ihren Handgah gar nicht, oder Sie küssen daneben?“ „Verzeihen Sie,“ erwiderte der galante junge Mann — „die Hand ist aber in der That so klein, das einem das leicht passiren kann.“ Die Dame war gelassen.

Styblütten aus Wäutern und Büchern. „Nationalzeitung“ (von Karl Frenzel) bei Gelegenheit der Festspiele in Bayreuth über die Un-

